gerin
1960 n/2
Pasqué

30470.
dpl

Das Haus zur goldenen Rose.

Roman

von

Ernst Pasqué.

Zweiter Band.

Landauersche LEHRBIBLIOTHEK Schöpping

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1874.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Capitel.

Fräulein Laforest.

In dem ersten Stockwerk über dem Entresol, der eigentlichen Bel-Etage des palastartigen Hauses des Banquiers Moses Nathanson, wohnte die schöne Tänzerin Fräulein Gülnare Laforest mit ihrer Mutter. Die Hälfte der Räume hatten Beide inne, wie denn jede Etage in zwei Wohnungen abgetheilt war. Zwei Treppen höher hatte sich der erste Charakterspieler des Theaters, Herr Biedermann, einquartiert, mit seiner Gattin, einer Mutter von vier Kindern und von ziemlichem Körperumfange, die ebenfalls Schauspielerin war, doch durchaus noch erste Liebhaberinnen spielen wollte und unter der früheren

Direction auch gespielt hatte, wenn auch nicht zum Vergnügen ihres Chefs und der Einwohner von H. Herr von Dinkelsbühl hatte den beliebten und auch tüchtigen Künstler gerne engagirt, sich dabei doch auch die Frau als Zugabe gefallen lassen müssen. Er gedachte indessen mit der Dame schon fertig zu werden, wie er ja mit ganz anderen Leuten und bereits mit der sehr prätentiösen Ballerina fertig geworden war. Am selben Morgen als der neue Herr Director Fräulein Laforest zahm gemacht, stürmte der belivreete Theaterdiener Schwarz in das Nathanson'sche Haus und mit Windeseile die Treppe hinan. Aus dem Omnibus zurückgekehrt, hatte er vorerst eine kurze, doch stramme Strafpredigt seines neuen Herrn über Zeitversäumniß anhören müssen, deren Moral auf ein sofortiges Davongejagtwerden hinauslief, wenn der unglückselige Schwarz noch ein einziges Mal die ihm bewilligten Minuten überschreiten würde. Dann erhielt er einen ganzen Pack Rollen, um solche sofort der Frau Biedermann zu überbringen. Wie flog der geplagte und gejagte Theaterdiener die Straße hinab, die Treppen

hinauf! nicht einmal Zeit findend, seinem ungeheuren Zorn in irgend einer Weise Luft zu machen! Und dennoch mußte Etwas geschehen — etwas Eclatantes — was? das wußte Schwarz selbst noch nicht. Da kam er bei der Thüre der Tänzerin vorüber. „Ha! ich hab's!" schrie Schwarz plötzlich auf und eilte weiter, jetzt wo möglich vier Stufen auf einmal unter die Füße nehmend. Frau Biedermann war daheim — ihren Mutterpflichten lag sie treulich ob und wenn sie ihre Kinder nicht an der Hand oder im Drückwägelchen spazieren führte, so widmete sie denselben daheim ihre Sorgfalt, das heißt nur, wenn sie keine andere mitleidige Seele durch ihre glänzende Ueberredungskunst dafür gewinnen konnte. Heute früh war sie zu Hause und ihre Augen strahlten, als sie den Theaterdiener mit dem Päckchen der wohlbekannten blauen Heftchen eintreten sah.

„Alles für mich?!" schrie sie wahrhaft freudetrunken auf.

„Alles für Sie, Frau Biedermann," keuchte

Schwarz, jedoch wohlweislich den Pack Rollen noch nicht unter dem Arm hervorlangend.

„Hier, Schwarz, eine Kleinigkeit für Euere Mühe," sagte die Ueberglückliche hastig, dabei dem Theaterdiener zwei ganze Zehngroschenstücke in die Hand drückend.

Mit einem eigenthümlichen Lächeln steckte Schwarz das Geld in die Tasche, dann erst reichte er der Dame das Packet Rollen, war aber schon im nächsten Augenblick wieder zur Thüre hinaus, Frau Biedermann erst auf dem Flur noch zurufend: „Die Quittungen hole ich mir morgen. — Guten Morgen!"

Jetzt ging es wieder abwärts. „Na, die wird eine Freude für ihre zwanzig Groschen haben!" lachte er noch, dann schellte er an der Thüre der Laforest. In dem Augenblick als jene sich öffnete, Schwarz eintreten wollte, ertönte in der oberen Etage ein so entsetzlicher tragisch klingender Schrei, daß der Theaterdiener unwillkürlich den Kopf niederducken mußte und so rasch als möglich die Thüre hinter sich schloß.

In der Wohnung des Künstlerpaares Biedermann

war der furchtbare Aufschrei erklungen. Die Kinder konnten ihn nicht ausgestoßen haben, obgleich sie im Schreien bereits eine große Meisterschaft erlangt hatten — Zeuge ihres angebornen Talents für die Bretter und Vorbote ihrer künftigen Größe. Es war ein Schrei des Zorns, der Entrüstung, wie ihn Frau Biedermann wohl als Medea hätte hören lassen dürfen, wenn sie sich entschlossen, diese tragische Mutterrolle zu spielen. Doch dazu war sie vor der Hand vollständig unfähig, weil zu jung und noch nicht übergegangen — in das ältere Fach. Doch Ursache hatte sie so aufzuschreien! Hätte die Medea sich noch unter dem Wust Rollen befunden, deren Titel sie mit gieriger Hast überflogen! Nein — tausendmal nein! keine Medea, keine Lady Macbeth, sondern nur Anstandsdamen zweiten, dritten Ranges, sogar Mütter — und Entsetzen! — Alte grinsten sie hohnlachend aus ihren blaupapiernen Hüllen an. Es war eine ganze Collection, ein ganzes Repertoir schöner — das heißt schauderhafter Rollen für die arme Frau und große Künstlerin, welche sich nicht von dem geliebten

Fach der ersten Liebhaberin trennen konnte. Das war zu viel, zu arg! und dafür hatte die Aermste, Enttäuschte und Betrogene ganze zwanzig Silbergroschen geopfert?!

Sie mußte sich Luft machen, ihren Zorn und grenzenlosen Schmerz über diese ihr angethane Schmach — denn daß sie eine dieser Rollen jemals spielen würde, war ja eine Unmöglichkeit! — in einen mitfühlenden Busen ausschütten. „Hinunter zu der Laforest!“ sagte sie sich, und sich nicht im mindesten um ihre vier unschuldigen und furchtbar schreienden Kinder kümmernd, nahm sie eine der Rollen — es war die der unglückseligen Marquise von Mondecar, während Frau Biedermann bis jetzt die Eboli gespielt hatte und auch in der Eröffnungs-Vorstellung zu spielen gedachte — und stürzte aus ihrer Wohnung der Treppe zu.

Da klang ihr von unten und aus dem Appartement der Laforest ein Aufschrei entgegen, wo möglich noch greller, entsetzlicher klingend, als die frühere Kraftprobe ihrer eigenen Kehle und Lunge. Schwarz

hatte sich gerächt und der Tänzerin erzählt, was er vorhin im Omnibus zum Besten gegeben. Doch wartete er auch hier den Erfolg seiner Schandthaten nicht ab, sondern floh, so rasch dies nur seine Beine vermochten, aus dem Hause, in das er „das Unheil getragen“.

Es war ein Himmelsglück für ihn, denn eine halbe Minute später wäre er der zur Heldin, ja zur Megäre gewordenen ersten Liebhaberin in die Arme gerannt, die trotz ihrer Körperfülle, einer Windsbraut gleich, die Treppe herabgeflogen kam.

Vergebens keuchte Frau Biedermann dem Fliehenden nach: „Schwarz — halt feiger Bube!“ Doch der gewitzigte Theaterdiener hörte sie nicht. „Habe keine Zeit, nur zehn Minuten für meine Commission und die sind um! — Guten Morgen!“ rief er im Davoneilen der Wüthenden zu und Frau Biedermann blieb nichts anders übrig, als ihren ersten Vorsatz auszuführen und sich am Herzen ihrer Collegin und treuen Freundin, der Laforest, auszuweinen.

Rasch trat sie durch die noch offene Thüre des

Vorplatzes und direct in das ihr wohlbekannte Zimmer der Tänzerin.

Doch welch ein herzzerreißender Anblick stellte sich der selbst so tief unglücklichen Künstlerin dar?!

In der Mitte des Salons stand die Laforest, das Gesicht bedenklich geröthet, die zornfunkelnden Augen voll Thränen und beide Arme hoch erhoben, die Finger krallenartig gekrümmt. Die neue prächtige grünseidene Robe zeigte mehrere klaffende Risse und hing in verschiedenen Fetzen, theils noch auf der unteren tadellos weißen Umhüllung des schönen Körpers, theils in nichts weniger als tadellosen Falten auf den Boden nieder. Es war just eine Pause der Ruhe nach dem ersten schrecklichen Anfall eingetreten.

Die Botschaft des höllischen Schwarz hören, den furchtbaren Racheschrei ausstoßen und sich zugleich das kostbare Kleidungsstück vom Leibe reißen, sofort den Himmel, die Erde, das Theater und vor allen Dingen den Dinkelsbühl verfluchen, war bei der exaltirten Tänzerin nur Eins! — Zwei! — Drei! gewesen. Jetzt erblickte sie die Biedermännin, ihre wackere

Collegin, und mit einem Ausbruch ihrer gerechten Wuth, ihres unsäglichen Schmerzes, stürzte sie schluchzend und schreiend auf die Eingetretene zu, schlang ihr die Arme heftig um Hals und Nacken und das Gesicht in den Busen der Freundin fast vergrabend, versuchte die Aermste durch ein krampfhaftes Weinen der tragischen Situation den richtigen Ausdruck zu geben.

Frau Biedermann, durch den unerwarteten An- und Ueberfall ebenso neugierig gemacht, als belästigt, trotz ihres Negligées, gab sich vorerst große Mühe, der Schluchzenden einen anderen passenderen Platz für ihre Thränenergüsse, deren heiße salzige Fluth sie nur zu deutlich auf ihrem Herzen spürte, anzuweisen. Allerlei Trostworte, die jedoch ebenso viele Fragen bildeten, unterstützten diese menschenfreundlichen Bemühungen, wenn auch vorerst ohne Erfolg. Da erhielt die immer stärker Ringende Hülfe. Aus ihrer entfernt liegenden Stube war Mama Laforest in den Salon ihrer Fräulein Tochter geeilt. Der Aufschrei ihres Kindes hatte sie herbeigelockt, wie eine Löwin

bereit ihr Junges zu vertheidigen, und dreimal wehe dem Schwarz, wenn sie ihn, den Urheber dieser herzzerreißenden Scene gefunden! Jetzt begann ein Schreien, Keifen und Lamentiren ganz anderer Art, denn die sorgende Mutter alterirte sich nicht allein über ihr unglückliches Kind, sondern noch weit mehr über die zerrissene, kostbare Seidenrobe. Zugleich drangen auch von dieser Seite Fragen aller Art auf die schluchzende Tänzerin ein, daß diese es denn endlich doch an der Zeit fand zu stöhnen: „Der Dinkelsbühl — der Dinkelsbühl ist Schuld daran!“

Jetzt schien der Zauber gelöst. Das Fragen, Zanken und Schreien der beiden Frauen löste sich auf in ein gemeinsames, doch verschiedenartig klingendes: — „Ah! der Dinkelsbühl?!“ Bei Frau Biedermann klang es wie ein Triumphgesang, bei der Mama wie der heisere Racheschrei oder vielmehr der Kampfruf einer Frau, bereit, es mit dem Satan selbst aufzunehmen. Das wirkte. Die Schluchzende mußte aus diesen Tönen Hoffnung schöpfen, denn sie schienen beruhigend zu wirken; ihr krampfhaftes Weinen wurde

milder, es verstummte endlich ganz und willenlos, wie ein armes Opferlamm des schändlichen Dinkelsbühl ließ sie sich von ihren beiden Trösterinnen zu der schwellenden, rothseiden-damastenen Ottomane schleppen, auf die sie sich wie aufgelöst, doch immer mit dem nöthigen Anstand und möglichster Grazie, wie sich dies für eine erste Tänzerin schickte, hinstreckte.

Nach einer Weile konnte das Erzählen des Vorgefallenen beginnen.

Und Fräulein Gülnare Laforest erzählte, anfänglich noch von einigen zurückgebliebenen Seufzern unliebsam unterbrochen, dann aber mit einer Geläufigkeit der hübschen Zunge, daß selbst Frau Biedermann, Meisterin solch schneller Redekunst, unwillkürlich doch darüber nicht wenig erstaunen mußte. Der Auftritt in der Directions-Kanzlei mit Wilden, das erste Unglück dieses stürmischen Vormittags machte den Anfang. Die Erkennungsscene des alten herabgekommenen Komödianten mußte einen ganz furchtbaren Eindruck auf die Tänzerin gemacht haben, denn sie

schilderte sie mit lebhaften Farben, in steigender Hast bis zu der Katastrophe, wo der Versuch Wildens, ihren wirklichen Familiennamen zu nennen, sie unbarmherzig darnieder geworfen.

Wie horchte Frau Biedermann bei dieser Mittheilung auf! Das war eine Entdeckung, die die redelustige Frau schon in etwas für das erduldete Rollenleid zu entschädigen vermochte. Das war ein Stoff für die Unterhaltung mit den vielen — vielen Bekannten in- und außerhalb des Theaters, an allen Ecken und Enden der Stadt. Also nicht Gülnare Laforest hieß die kokette, hochnasige Tänzerin, welche im Glanze ihres schönen Namens wie aus einer Glorie auf ihre Colleginnen mit den bürgerlich klingenden Firmen, zum Exempel: Frau Biedermann herabsah. Das war köstlich, göttlich schön! es erfahren zu haben, unbezahlbar!

Fräulein Laforest mußte die Gedanken der treuen Freundin errathen haben, denn plötzlich änderte sie den Ton ihrer Rede und mit häßlich klingender,

schneidender Stimme, die Augen drohend auf die neben ihr sitzende Schauspielerin gerichtet, sagte sie zu dieser:

„Das bleibt unter uns, Frau Biedermann, das ist mein Geheimniß und ich will nicht, daß darüber gesprochen und gelacht wird. Es kann Ihnen wie den Andern auch vollständig gleich sein, ob mein Vater Müller oder Fischer geheißen. Ich bin und bleibe doch die Laforest.“

„Ich entsinne mich des Wilden wohl,“ warf die Mutter in Gedanken versunken ein, noch bevor Frau Biedermann auf die herausfordernden Worte der Tänzerin Etwas zu entgegnen vermocht. „Er war ein wüster Patron, doch ein guter Schauspieler.“

„Versteht sich von selbst, liebe Laforest,“ sagte jetzt Frau Biedermann mit ihrer süßesten ersten Liebhaberinnenstimme. „Mögen Sie im Grunde den allergewöhnlichsten Namen tragen, Sie sind doch eine große Künstlerin. Ihr Geheimniß ruht in meiner Brust verborgen und wird nie über meine Lippen kommen. O, die Biedermännin kann schweigen — wenn sie

will. Was hat man mir nicht schon Alles anvertraut?! Doch, stumm wie das Grab, das ist für solche delicate Fälle mein Wahlspruch."

„Schon gut!" sagte Fräulein Laforest geringschätzend und ziemlich barsch, als ob sie zur Genüge wisse, was von solcher Versicherung der Schauspielerin zu halten sei. „Ich werde aufpassen und dringt Etwas davon in's Publikum, so können nur Sie die Ursache gewesen sein."

Frau Biedermann kniff die Lippen zusammen, ihr Gesicht, besonders die Nase, welche bedeutend war, überflog eine Röthe, die den nahenden Sturm anzukünden schien. Doch bezähmte sie sich abermals und wieder süßlich wie früher klang es:

„Keine neue Aufregung, meine Liebe! und verlassen Sie sich auf mich. Ich werde Ihnen schon beweisen, wie gut ich es meine und wie bereit ich bin, einer gedrückten Collegin gegen ihren Director beizustehen. O, ich habe schon ganz andere Geschichten erlebt und durchgekämpft, ich könnte Ihnen Sachen erzählen —"

„Ein andermal!“ unterbrach die Redefertige jetzt recht unhöflich und mit derbem Ton die Mutter. „Jetzt ist die Reihe zu erzählen an meiner Lina — meiner Gülla, wollte ich sagen. Berichte weiter, meine Tochter, Deine Mutter hört Dir zu und wird Dich an dem Dinkelsbühl rächen, wenn er es gewagt haben sollte, Dich mein Goldkind, eine der ersten Künstlerinnen Deutschlands — Europas zu beleidigen.“

Und Fräulein Gülla erzählte weiter. Den Kniefall vor dem falschen Tyrannen gestand sie unter Thränen ein, dann die unschuldige Freude, die sie über die Sinnesänderung ihres Peinigers bezeigt, der als Dank sie verhöhnt, betrogen, angeführt und schließlich ausgelacht, wie Schwarz berichtet, wodurch sie in einen Zorn versetzt worden, der ihr fast den Verstand geraubt, der sie noch krank — todtkrank machen und ganz gewiß in ein frühzeitiges Grab stürzen werde, wie sie dies nur zu deutlich fühle.

„Dummheiten!“ brummte die Mama. „Und deshalb das schöne, neue und theure Kleid zerreißen! Das war der Mühe werth!“

„Edmund wird mir ein neues kaufen,“ hauchte die Tänzerin unter Thränen, den gewiß gerechtfertigten Zorn ihrer Erzeugerin zu beschwichtigen versuchend.

Frau Biedermann sagte, trotz ihrer Redseligkeit, vor der Hand Nichts. Sie war nachdenklich geworden. Der Streich, den der Dinkelsbühl der eitlen Tänzerin gespielt, imponirte ihr ganz gewaltig. Wenn sie sich auch im Herzen über die Niederlage der Laforest nicht wenig freute, so dachte sie doch vor allen Dingen an sich selbst und an ihre eigene Lage. Die blauen Rollenhefte mit ihren alten und dritten Rollen sah sie wie ein ganzes Dutzend Damoklesschwerter über ihrem Haupte hängen, bereit, jeden Augenblick auf sie niederzufallen, um ihren Künstlerstolz unbarmherzig in kleine Fetzen zu zerschneiden.

Die Tänzerin, welche Hülfe, zum wenigsten einen guten Rath von ihrer Collegin erwartet hatte, wurde ungeduldig.

„Was nun?“ herrschte sie endlich erregt die Schweigende an.

Doch wie irrte sich die Laforest!! Der Augen=

blick für einen solchen guten oder auch nur schlechten Rath war noch lange nicht gekommen, denn zuerst mußte Frau Biedermann sprechen. Und sie sprach wohl eine halbe Stunde, ohne Aufhören, keinen Einwurf duldend, unbarmherzig in einem fort, ihre Entrüstung über die erhaltenen blauen Rollenhefte, ihr tiefbeleidigtes Künstlergefühl schildernd und sich schließlich in einen Zorn hineinredend, daß die Wände des Salons widerhallten von dem immer mächtiger sich entfaltenden Prachtorgan. Sie war aufgesprungen und mit tragischer Geberde donnerte sie Fluch über Fluch ihres ganzen Fluch-Repertoirs gegen den unglückseligen Dinkelsbühl, dabei ihre Rolle, welche sie der Tänzerin gegenüber spielen wollte, vollständig vergessend. Als Bagatelle behandelte, besprach sie das, was Jene zu erdulden gehabt, den Dinkelsbühl sogar bewundernd, daß er auf so schlaue Weise sich seine Autorität zu wahren gewußt. „Was ist die Beleidigung, welche Sie erfahren," so klang es schließlich, „gegen die Kränkungen, welche man mir, einer ersten berühmten Darstellerin, angethan?! Ein Atom

gegen ein ganzes Siebengebirge von Hohn und Schmach!" —

Das war zu viel. Mama Laforest, welche sich schon entsetzlich geärgert, daß die eifernde und stets lauter schreiende Schauspielerin sie in ihrem eigenen Zimmer nicht wollte zu Worte kommen lassen, sprang auf. Die letzte Rede hatte so zu sagen dem Faß der mütterlichen Geduld den Boden ausgeschlagen und mit den schrillsten Tönen ihres zahnlosen Mundes schrie sie zornentbrannt und gleich zungengewandt auf, den Redestrom der Biedermännin gewaltsam entzweischneidend.

„Was sagen Sie da, Sie — Sie alte Komödiantin?! Was der Dinkelsbühl Ihnen gethan, war vollkommen recht! Sie wollen noch immer jugendliche Liebhaberinnen spielen, Julia's und Porzia's und sind längst in dem Alter, wo man für Alte nicht mehr jung genug ist?! Danken Sie Gott, daß man Sie überhaupt nur noch auf den Brettern duldet! Von meiner Gülla ist die Rede, das arme Wurm ist tief — tief beleidigt worden und wenn Sie das nicht

einsehen, nicht mithelfen wollen, uns an dem niederträchtigen Director zu rächen, dann werden wir es schon allein fertig bringen. Aber dann lassen Sie uns auch mit Ihrem dummen Geschwätz und Geschrei in Ruh."

Frau Biedermann war bei dem plötzlichen Ausbruch der Alten zusammengefahren, doch nach der „alten Komödiantin" erstarrte sie förmlich zu einer Statue. Wie das zur Salzsäule gewordene Weib Lots stand sie da, keiner Bewegung, keines Lauts mehr fähig. Das hatte sie, die große Künstlerin, noch nie zu hören bekommen; das war ein Schlag, ärger als ein Dutzend empfangene Rollen zweiter und letzter Klasse; das mußte gerochen werden. Wehe Dir, arme Gülnare Laforest! Du kennst die Schreckliche noch nicht, weißt noch nicht, daß das Schrecklichste der Schrecken nicht allein der Mensch, sondern vor allen Dingen eine alternde Schauspielerin in ihrem jugendlichen Liebhaberinnenwahn ist! Doch woher solltest Du das wissen? Bist ja nur eine hüpfende, springende

Tanzmaschine, ohne klassische Bildung, die nicht einmal ihren Schiller kennt!

Mama Laforest hatte ihre fulminante Rede mit einem krampfhaften Husten schließen müssen. Noch machte die Schauspielerin eine kleine Kunstpause, doch ihr Auge blitzte bereits Verderben, und mit einer süperben Handbewegung schleuderte sie der von dem gewaltsamen Ausbruch der Mutter überraschten Tänzerin und der Alten nur die Worte zu:

„Pfui — Bagage! Morgen soll die ganze Stadt den Kniefall und was sonst der berühmten — Müller oder Fischer passirte, erfahren! Haha!"

Plötzlich ging die höhnische Lache in ein Schluchzen über, so gewaltig, schier übermenschlich, daß es den noch immer forttönenden Husten der Mama Laforest — Fräulein Gülnare war ohnmächtig auf ihre rothseiden-damastene Ottomane gesunken — vollständig umhüllte, überschwemmte und nun ertönte ein Schlag, der das ganze Haus erbeben machte, der einen Todten hätte aufwecken können. Es war die breite Flügelthüre, welche die davoneilende Schauspielerin

mit einer Wucht hinter sich zugeschlagen, als ob sie die Kraft eines Hausknechts besessen.

Eine halbe Stunde hatte Mama Laforest an ihrem armen, doppelt gemißhandelten Töchterchen zu wecken, zu trösten. Dann endlich geruhte die geknickte Ballerina sich von den Ruinen ihrer kostbaren Seidenrobe befreien und umkleiden zu lassen, und nach einer weiteren Stunde lag die Schöne in einem reizenden Negligée, wenn auch noch immer angegriffen, die hübschen Augen leicht angefeuchtet von dem verführerischen, salzigen Naß der Thränen, auf ihrer prächtigen Ottomane.

Sie erwartete ihren getreuen Edmund, den sie vor der Mittagsstunde zu sich befohlen.

Auf einem Sessel lag gleichsam als Trophäe, oder auch nur als Zeuge ihrer Mißhandlung, die arme zerrissene, grünseidene Robe, das unschuldige Opfer des stürmischen Morgens.

Die Mutter, noch immer in ihrer nichts weniger als reizenden Morgentoilette, hatte einen Strickstrumpf geholt und sich mit demselben als Hülfstruppe —

denn für eine solche konnte die Kampffertige füglich gelten! — neben Gülla placirt. Da der Erwartete jedoch noch immer nicht erscheinen wollte, ihr armes Töchterchen noch immer keine Lust zum Reden zeigte, holte sie sich endlich einen stark zerlesenen Band aus irgend einer Leihbibliothek, setzte eine hornerne Klemmbrille auf die Nase, und begann strickend und lesend sich die Zeit so gut als möglich zu vertreiben.

In diesem Augenblick betrat Edmund van der Meulen das Haus, doch vorerst den Laden Moses Nathansons. Es sollte somit noch eine ziemliche Weile dauern, bis er seinen Einzug in den Salon seiner Angebeteten halten konnte.

„Du entsinnst Dich des — Wilden?" fragte plötzlich Fräulein Laforest die Mutter mit geschäftsmäßiger Stimme, die nicht wenig gegen ihre schmachtende Lage abstach. „Ich nicht."

Mama Laforest blickte auf und über die Hornbrille nach ihrer Tochter hin.

„Allerdings, Kind," antwortete sie. „Ich war in B. mit ihm engagirt, es mögen etwa — fünfzehn

Jahre her sein. Du warst damals acht Jahre alt und hast seit der Zeit mit so vielen Mimen verkehrt."

„Er scheint in schlechten Verhältnissen zu sein."

„Wohl möglich, denn ein liederlicher Mensch, ein Lump war er schon damals und wird bis heute wohl nicht besser, dafür aber ganz sicher noch schlechter geworden sein."

„Mit etwas Geld könnte man ihn demnach gewinnen und sein Schweigen erkaufen. Der fatale Mann bringt mich noch um. Wenn man ihn erfahren würde — erst wüßte —?!"

Die Alte zuckte die Achseln.

„Was könnte es im Grunde schaden?" murmelte sie. „Hundert ändern beim Theater ihre Namen, das ist Brauch. Gülla Laforest klingt allerdings besser als — Lina Stumpf, abgesehen davon, daß der Name Stumpf mit dem Gericht in Berührung und dadurch in die Mäuler der Leute gekommen. Ich für meinen Theil mache mir Nichts daraus; wir Beide waren nicht Schuld an dem Unglück, das können wir beweisen. Auch wird die alte Geschichte wohl schon

längst vergessen sein. Ich nenne mich heute wieder Stumpf, wenn es sein müßte."

„Aber ich nicht!" entgegnete unmerklich zusammenschauernd die Tochter. „Selbst wenn der unglückselige — Vorfall nicht wäre, wie könnte ich tanzen, gefallen als — Lina Stumpf?! — Pfui! — Der Edmund soll mir den Wilden herbeischaffen, heute noch."

„Hinausgeworfenes Geld," brummte die Alte. „Was nützt es, wenn auch der Wilden verspricht, zu schweigen? Die Biedermännin hat Wind bekommen und wird so lange umherstöbern, bis sie weiß, wie wir früher hießen. Deshalb wäre es besser und wohlfeiler, die Sache gehen und es darauf ankommen zu lassen."

„Nein, ich muß den alten Wilden an mich fesseln — der Edmund trägt ja die Kosten, nicht ich."

„Meinetwegen! Dann laß ihn aber sogleich herbeischaffen, damit ein Anderer uns nicht zuvorkommt."

„Heute Abend noch will ich ihn sehen."

„Ich werde für ein Nachtessen sorgen, es wird wohl noch etwas vom Mittagstisch übrig bleiben; für den alten Vagabunden ist es gut genug."

Fräulein Laforest sann nach, dann sagte sie:

„Auch diese Biedermann könnte der Mensch — der Wilden im Zaum halten. Ich will ihn auf die alte Komödiantin hetzen, das kann hübsch werden! — Der Edmund muß ihn auf alle Fälle auftreiben und herschicken."

Da keine Antwort der Mutter erfolgte, welche ruhig in ihrem Buche weiterlas, schwieg jetzt auch die Tochter. In dem prächtigen Salon entstand eine Pause, die nur durch das ungeduldige Trippeln des Füßchens der Tänzerin auf einem Schemelchen unterbrochen wurde.

Herr Edmund van der Meulen blieb lange — ungebührlich — unverzeihlich lange!

Endlich klingelte es.

Gülnare Laforest nahm ihre schmachtende Lage an, da öffnete sich die Thür und sichtlich erhitzt trat der junge schmucke Officier in den Salon. Zwei volle

Arme streckten sich ihm verlangend entgegen, ein paar Gluthaugen blickten ihn durch einen Thränenschleier so schmachtend und zugleich so verführerisch an, daß Edmund alles Unangenehme des heutigen Morgens vergaß und erregt auf die Tänzerin zueilte, welche ihn mit einem langen heißen Kuß willkommen hieß.

Wenige Augenblicke später sitzt der Officier neben seiner Schönen und hört gedankenvoll deren Klagen über den grausamen Director von Dinkelsbühl an. Alles was ihr heute begegnet, sagt und klagt sie ihm — so weit nämlich Herr van der Meulen es zu wissen braucht. Eng an ihn geschmiegt, das schöne Auge unter den langen dunklen Seidenwimpern zu ihm aufgeschlagen, beginnt sie langsam ihre Rachepläne vorzubereiten, ihren Zuhörer mit sinnlichem Zauber immer mehr bestrickend, damit er bald willenlos zu ihren Füßen liege und bereit sei zu thun, was sie von ihm zu verlangen sich vorgenommen.

Es war in der That ein schönes, verführerisches Weib, die Tänzerin Laforest! Nicht wie die meisten ihrer Colleginnen durch die Abwesenheit üppiger

Körperformen glänzend, zeigte ihre Gestalt das schönste Ebenmaß und die volle Büste stand im Einklang mit den kunstfertigen, edelgeformten Beinen. Diese, bei einer Tänzerin seltene Fülle war es besonders, der sie ihre größten Triumphe zu verdanken hatte. Und wie wußte sie diese Gaben einer gütigen Natur zu verwerthen! Keine Rivalin konnte neben ihr aufkommen und nur ihr allein huldigte die ganze Männerwelt von H., alt und jung. Nur Einen hatte sie auserwählt und diesen Einen durch ihre Liebe auch wahrhaft zum Gott gemacht — wenn auch auf Kosten seiner Ruhe und seiner Kasse.

Und dieser Eine war Edmund van der Meulen.

So glaubte der Officier wenigstens.

Mama Laforest, oder vielmehr Frau Stumpf, hatte aufgehört zu lesen. Sie freute sich ihres Kindes, und mit offenem Munde horchte sie den Reden Gülla's, immer mehr staunend und die Klugheit ihres in jeder Hinsicht einzigen Sprößlings bewundernd.

Nachdem Gülnare ihrem Geliebten ihr schweres

Leid geklagt, das Thun des schändlichen Directors in dem allerschwärzesten Lichte dargestellt, hatte der Officier gefragt:

„Und was gedenkst Du nun zu thun, theure Gülla?"

„Mich rächen — natürlich! — mit Deiner Hülfe, Edmund," entgegnete die Tänzerin mit schmeichelnden Tönen. „Es wird Dich zwar ein kleines Opfer kosten, doch Du bringst es mir gerne, das weiß ich. Nicht wahr, Geliebter?"

Dem Officier wurde es bei diesen vielsagenden Worten einigermaßen schwarz vor den Augen. Seine augenblickliche entsetzliche Lage trat grell vor seine Seele, doch sein Bangen und Unbehagen verscheuchend, sagte er mit Lachen, das jedoch etwas gezwungen klang:

„Opfer verlangst Du von mir, um den groben Patron zu züchtigen? Haha! deren bedarf es nicht! Morgen werden ich und meine Freunde ihn vor den Vorhang fordern, er soll uns Rechenschaft, Dir Genugthuung geben. Der ganze Scandal soll mich nur ein Dutzend Gallerriebillets kosten."

Ohne eine Miene zu verziehen, fuhr Fräulein Laforest mit dem früheren schmachtenden Tone fort:

„Ich danke Dir, Edmund, für Deinen guten Willen, doch Du hast Deine Worte nicht überlegt. Ein solcher Scandal würde zu Nichts führen, er könnte mich höchstens noch mehr blamiren, denn öffentlich hat ja der häßliche Dinkelsbühl mich nicht beleidigt, sondern ganz im Geheimen und gerade so muß ihm vergolten werden. O, ich habe mir Alles bereits ausgedacht und so will ich's durchführen, natürlich kann ich dies nur mit Deiner Hülfe. Höre mich! — Ich — ich werde krank."

„Krank! — und was würde das nützen?" rief der Officier erstaunt.

„Krank — nicht für einige Tage, eine Woche — nein! — gleich für die halbe Saison. Ich habe mir bei dem — Fußfall — o Gott, daß ich immer daran denken muß! — die Kniescheibe verstaucht, verletzt, und sechs Monate wird es zum mindesten dauern bis ich wieder geheilt und im Stande sein werde zu

tanzen. Das soll meine Rache sein. Womit der Schändliche gesündigt, damit soll er bestraft werden."

„Und glaubst Du, daß der Dinkelsbühl dies als eine Strafe ansehen wird?" fragte zweifelnd Edmund.

„Anfänglich, nein! Doch wird und muß es eine Strafe, eine schreckliche für ihn werden. Er wird mich auffordern zu tanzen — ich weigere mich! durch den Theaterarzt wird er mein Knie untersuchen lassen — ich mache mir Nichts daraus! — Dann wird er mir — die Gage vorenthalten — daran liegt mir ebenfalls Nichts, denn ich weiß, daß mein süßer Edmund seine arme Gülla nicht wird darben lassen."

„Ah!" rief der Officier, der endlich vollständig begriffen.

„— Er wird eine andere Tänzerin kommen lassen, und nun ist die Reihe an Dir und Deinen Freunden! — Die neue Debütantin wird ausgezischt, gepfiffen und die Zischer und Pfeifer verlangen nach der Laforest. Eine zweite kommt, tanzt und fährt unter gleichem Scandal ab — und nun verlangt ihr

nach dem Director, er muß die Laforest schaffen um jeden Preis. Noch wird er Nichts thun. Wiederholt die Scene sich aber ein paar Mal, empfindet er den Mangel einer ersten Tänzerin an dem Zustand seiner Kasse, dann wird er schon zahm werden und kommen. O, wie freue ich mich auf den Augenblick, wenn ich den großen Sünder vor mir sehe! Hier muß er knien — er wird mich bitten, flehen zu tanzen, mir den Fuß küssen, wenn ich es will. Doch ich bleibe unbarmherzig. Die halbe Saison zum mindesten muß ohne erste Tänzerin vorübergehen. Erst vor Schluß der Vorstellungen trete ich einmal auf und gehe dann auf Gastrollen. Das soll die Rache der Laforest an dem schändlichen Dinkelsbühl sein!"

„Nicht übel ausgedacht," sagte endlich der Officier mit einem ziemlich süß-saueren Gesicht, „— aber —"

„O, ich weiß was Du sagen willst: aber ein etwas theurer Spaß!" warf rasch Fräulein Laforest ein. „Doch beruhige Dich, Lieber! Die Geschichte soll nicht zu kostspielig werden. Ich habe mir bereits Alles zurechtgelegt. Wir schränken uns ein, schaffen

die Köchin ab, die uns doch nur betrügt. Dafür abonnirst Du uns im Hotel Petersburg. Es ist zwar etwas theuer, aber dafür auch das beste Hotel, der feinste Tisch in H. Ein Kellner wird genügen uns das Essen zu bringen und zu serviren — natürlich mußt Du für passende Rechauds sorgen. An Toilette werde ich auch viel sparen, da ich nicht ausgehen darf, dafür aber verschaffst Du mir eine Equipage, täglich nur ein paar Stunden — aber elegant muß sie sein mit Kutscher und Laquai in Livree — und dann fährst Du Deine kleine Gülla mit ihrem armen kranken Knie spazieren, kannst zur Abwechslung auch nebenher reiten, das wird sich auch nicht übel machen. Haha! — Nun, was sagst Du zu meinem Plan, ist er nicht göttlich?!"

Recht ausgelassen hatte die gefährliche Schöne ihre Rede beendet, jetzt schlang sie beide Arme um den Hals Edmunds, lachte ihm so heiter, so verführerisch in's Gesicht, daß der junge heißblütige Mann sich nicht mehr halten konnte. Stürmisch umfaßte er das schöne Geschöpf und sie fest an sich

pressend, tauschte er Küsse mit ihr, die der Schlauen besser als alle Worte sagten, daß ihr Plan zur Ausführung gelangen, ihr schwacher Anbeter thun würde, was sie ihm vorgeschrieben.

Eine kleine Pause entstand durch diese süße Beschäftigung und Edmund, der mit ganz anderen Gedanken den Salon der Tänzerin betreten, der sich vorgenommen, derselben seine peinliche Lage zu schildern, sie ernstlich aufzufordern, um ihrer Liebe willen, in Einschränkungen zu willigen — er fühlte all seine derartigen Vorsätze in Nichts zergehen und somit auch keine Kraft mehr, gegen das Verlangen seiner Angebeteten anzukämpfen. Halb und halb fand er sich besiegt, bereit, dies neue Opfer zu bringen. Ein letzter Angriff der Tänzerin und er war vollständig besiegt.

„Nicht wahr, mein süßer Edmund," hauchte die Laforest ihm unter Küssen zu. „Du wirst Deiner armen Gülla, die Du doch über Alles zu lieben vorgiebst, den kleinen Gefallen thun? — O, wenn ich wüßte," klang es nun mit einem unheimlichen Drohen,

„daß Du nur einen Augenblick zögern könntest — ich würde mich von Dir losreißen und in meiner Verzweiflung dem Ersten, Besten, der bereit wäre mich zu rächen, in die Arme werfen. Und an solchen fehlt es nicht. Was muß ich täglich hören, erfahren?! Du solltest nur die Briefchen lesen, welche ich erhalten, die glänzendsten Anerbieten, die man mir macht! — Da ist vor Allen Dein guter Freund, Herr von Schaublau. — Doch, pfui! Die kleine Gülla liebt nur ihren süßen Edmund, nur ihm will sie ihr Glück zu verdanken haben und er wird es ihr mit vollen Händen spenden, denn er ist ebenso großmüthig — als reich!"

Ein heißer Kuß besiegelte diese letzten Worte und der Sieg war gewonnen. Edmund dachte, sah weiter Nichts als Gülla und die achttausend Thaler, welche er mit einem Federzug erlangen konnte. Was war das alte steinerne Haus zur Rose gegen diese lebendige Gluthrose, die er in seinen Armen hielt?!

„Es sei, Gülla," rief der Officier jetzt mit keckem Ton. „Ich will Dir den Willen thun. Dein Vor-

schlag ist auch in jeder Hinsicht prächtig, nur muß ich noch einen Zusatz machen. Auch ich will meine Lebensweise ändern, werde meine kleine Haushaltung aufgeben und das Abonnement im Hotel Petersburg sogleich für drei Personen bestellen. Wir speisen dann zusammen und ich verlasse Dich nur, göttliches Mädchen, wenn der Dienst es verlangt. Du bist doch damit einverstanden?"

Fräulein Laforest verzog bei diesen Worten, welche ihr eine immerwährende Aufsicht und demnach sehr wenig Freiheit in Aussicht stellten, zwar etwas ihr schönes Mündchen, doch wurde sie rasch wieder Herrin ihres Unbehagens, bevor ihr Anbeter es nur hatte merken können und aufjauchzend rief sie, vor Freuden in die Hände schlagend, wie ein kleines Kind:

„Das ist herrlich, prächtig! Für diesen Gedanken mußt Du einen extra süßen Kuß erhalten!" Und die schwellenden Lippen der Tänzerin ruhten eine lange Weile im heißen Kusse auf denen ihres Anbeters.

Endlich machte sich der Officier sanft los von den umschlingenden weichen Armen, nahm dann rasch

seine Mütze und empfahl sich, um einige Vorbereitungen für den neuen Hausstand zu treffen und zugleich das erste Diner im Hotel Petersburg zu bestellen. In längstens einer Stunde wollte er wieder bei seiner theuren geliebten Gülla sein.

An der Thüre angelangt, wurde er durch eine Frage der Laforest zurückgehalten. Auf ihrer Ottomane hingegossen, sagte sie in gleichgültigster Weise:

„A propos Edmund, noch eine kleine Bitte!“

Der Officier wandte sich fragend um und die Tänzerin fuhr fort:

„Heute Vormittag sah ich im Directions-Büreau einen alten — Schauspieler, Wilden hieß er — er war vor Jahren mit meiner Mutter engagirt; sie möchte ihn gerne sprechen. Sei doch so lieb, lasse ihn aufsuchen — etwa durch den Schwarz — und dann hierher bestellen, gegen Abend.“

„Ich will's versuchen,“ entgegnete Edmund, dann verließ er, mit einem Blick auf Güllnare, der all' seine sinnliche heiße Liebe zu dem schönen verführerischen Geschöpf verkündete, das Zimmer.

Ein gleicher, wo möglich noch feurigerer Blick beantwortete diesen Abschied. Doch kaum hatte sich die Thüre hinter dem Officier geschlossen, als Fräulein Laforest eine andere Stellung annahm, ihrem Gesichtchen einen andern, recht häßlichen Ausdruck gab und dann verächtlich halb zu sich, halb zu der Mutter gewendet sagte:

„Der — Narr! wenn er glaubt, daß er mir den ganzen Tag auf dem Halse liegen könne, so irrt er sich gewaltig!“ — — — — — — — —

Vor der Thüre des Cabinets Nathansons war van der Meulen stehen geblieben. Schon wollte er eintreten, als er sich eines Anderen besann, und fort stürmte er aus dem Hause. Noch einen Versuch wollte er machen, um von Andern Geld auf seine Unterschrift zu erhalten. Doch alle derartigen Schritte schlugen fehl. „So muß denn doch die Rose dran!“ sagte sich der Officier zähneknirschend und eilte, nachdem er im Hotel Petersburg ein splendides Diner für drei Personen mit den feinsten Weinen — Champanger, der Wein der Liebe fehlte natürlich nicht —

bestellt, zurück zu dem Hause, dem Geschäfts-Lokal des jüdischen Banquiers. Wenige Augenblicke später war das Haus zur Rose für den jungen Verschwender verloren und mit einem nicht unbedeutenden Capital in der Tasche verließ er das Cabinet Nathansons, eilte die Treppe hinan zu dem Appartement der Laforest, wo ihn ein Göttermahl, von der Liebe des schönen üppigen Weibes gewürzt, erwartete.

Zweites Capitel.

Im Fieber.

In dem Parterrezimmer des Hauses zur Rose war es stille, als ob, wie seit langen Jahren, auch jetzt kein menschliches Wesen darin athme. Der Arzt hatte am Nachmittag den Kranken nochmals besucht, einen frischen Verband angelegt und dann der alten Babette wiederholt größte Ruhe empfohlen, ihr auch die nöthigen Verhaltungsregeln gegeben, für den Fall, daß das Wundfieber, dessen Symptome sich zeigten, stärker auftreten sollte. Die nöthigen Medicamente, Eis und Verbandzeug, befanden sich wohl geordnet auf einem in die Nähe des Bettes gerückten Tisch. Der Verwundete schlief und anscheinend ruhig. Der

Nachmittag war weit vorgerückt und in den beiden Zimmern herrschte bereits eine Dämmerung, welche die Räume noch eigenthümlicher, fast unheimlich erscheinen ließ. Babette hatte sich von ihrem Sitz erhoben und nach einem langen, prüfenden Blick auf den Schlummernden, verließ sie leise das Zimmer, um in der Küche nachzusehen, zugleich das nöthige Licht für die Nacht zu besorgen. Sie selbst wollte bei dem Kranken wachen, der, je länger sie ihm in das von dem schwarzen Haar umrahmte bleiche Antlitz schaute, sie mehr und mehr anzuziehen schien.

Der alte van der Meulen hatte die Krankenstube nicht mehr betreten, doch auch oben im Wohnzimmer befand er sich nicht. In sein eigenes Zimmer hatte er sich zurückgezogen und war seit dem Mittagessen nicht mehr zum Vorschein gekommen. Frau Gertraud saß allein in der Stube mit den bunten Leinwandtapeten vor ihrem Arbeitstischchen am Fenster, doch müßig ruhten die Hände in ihrem Schooße und gedankenvoll hielt sie den Kopf gesenkt. Was sie heute erlebt und erduldet, war fast zu viel für die

arme Frau gewesen, welche Zeit genug gehabt, sich an ein ruhiges, beschauliches Leben zu gewöhnen; es hatte sie nicht allein für den Augenblick gewaltsam niedergedrückt, sondern ihr auch urplötzlich eine Zukunft voll Weh und tiefen Leids gezeigt. Ihr Lieblingskind Edmund, für das sie so viel gethan — wohl mehr als sie hätte thun sollen und dürfen, wie sie sich mit schweren Seufzern sagte — sah sie verloren, wenn der Vater halten würde, womit er gedroht. Zugleich war eine alte schmerzliche Wunde ihres Herzens wieder aufgerissen worden durch die Erinnerung an ihren ältesten Sohn, den die Mutter zum Heil ihrer Ruhe schon glaubte vergessen zu haben. Nie, seit Jener das Haus verlassen, und das war seit vielen Jahren, war seiner, des Jan, Erwähnung geschehen; heute hatte der Vater zum ersten Mal wieder den Namen des Verstoßenen genannt, wieder der unseligen That gedacht, die das Kind aus dem Vaterhause verbannt, hatte verbannen müssen! Das war für die arme Frau Gertraud schrecklich gewesen und einen Schmerz hatte sie darob empfunden, wie damals, als der Jan

— die Hand gegen die Mutter erhoben, wie es heute der bevorzugte Sohn gegen den Vater gethan.

Solche schwere Gedanken beschäftigten die still dasitzende Frau, folterten unbarmherzig ihre Seele und bereiteten ihr ein Weh, das noch peinigender wurde, wenn plötzlich die räthselhaften Worte in ihr aufleuchteten, welche ihr Mann über die eigenen Vermögensverhältnisse gesprochen. Stunde um Stunde verging so, doch auch hier wirkten Zeit und Stille wohlthätig, denn endlich tauchte ein anderes Bild vor ihrer Seele auf. Es war ein frisches Mädchenantlitz, das sie mit den hellen klaren Augen so freundlich und theilnehmend anzuschauen schien, daß es der alten gequälten Frau nach einer Weile ordentlich wohl um's Herz wurde. Es war die junge Fremde, welche Frau van der Meulen zur Mittagszeit gesehen, die Tochter des Schauspielers, die da fast ihr gegenüber in dem großen Theatergebäude wohnte; die heute früh sich so muthig wie theilnehmend bei dem Unglück gezeigt, welches dem Maurer durch seine bösen Kameraden widerfahren.

Jetzt glaubte die Sinnende auch die Worte wieder zu vernehmen, welche Hanna zu ihr gesprochen, womit sie den entsetzlichen Vorfall, die Lage des armen Verwundeten so ergreifend geschildert und nun lenkte sich die Aufmerksamkeit der alten Frau endlich auch auf dies Opfer einer rohen Brutalität, auf den verwundeten Arbeiter, der in ihrem Hause Aufnahme, Pflege gefunden, der noch immer unten auf seinem Schmerzenslager ruhte und um den sie sich selbst noch gar nicht bekümmert.

Mit einem Eifer, als ob es gelte, ein begangenes Unrecht, eine Sünde wieder gut zu machen, erhob sich Frau van der Meulen, strich Kleid und Schürze zurecht und schickte sich an das Zimmer zu verlassen, um den Kranken in den unteren Zimmern aufzusuchen. Doch an der Thüre hielt sie plötzlich wieder inne, die Hand auf dem Drücker, schien sie in neues Sinnen zu verfallen, in ihrem Entschluß zu wanken.

Jene unteren Räume, die Spiel- und Schlafzimmer ihrer beiden Söhne, als jene noch Kinder gewesen, ihre Studirzimmer, als sie herangewachsen,

hatte Frau van der Meulen seit jenem entsetzlichen Auftritt, dessen Erinnerung sie unglücklich machte, nicht mehr betreten, wie die Zimmer überhaupt seit jenem Vorfall verschlossen gewesen und heute zum ersten Mal wieder geöffnet worden waren. Ihr Fuß sträubte sich wohl, die Schwelle zu übertreten, den Ort wiederzusehen, der ihr so viel Unglück gebracht, dem sie wohl auch — die Zweifel, ja die Gewissensbisse verdankte, welche sie oftmals so sehr gequält, welche sie stets mit aller Macht ihrer Seele zu bannen gesucht. Jetzt sollte sie freiwillig sich diesen peinlichen Eindrücken hingeben? Sie schwankte, doch endlich siegte ihr besseres Selbst — es war fast, als ob die hübsche Mädchenerscheinung sie antriebe weiterzugehen — sie öffnete die Thüre und setzte ihren Weg nach der Treppe, den Parterreräumen fort.

Babette war noch immer nicht in die Krankenstube zurückgekehrt, wo der Verwundete allein, doch nicht mehr so ruhig wie vor einer Weile auf seinem Lager lag. Er war erwacht; das Antlitz erschien geröthet und schweißbedeckt, die Augen erglänzten fieber=

haft, wenn er dann und wann die Lider aufschlug, den Kopf hastig zuckend bewegte und wie irre um sich schaute. Seine Brust arbeitete heftig und die Arme bewegten sich auf der Decke ruhelos hin und her. Frau van der Meulen war leise eingetreten; bei dem Anblick des Fieberkranken hielt sie erschrocken inne und blieb an der Thüre stehen, die Augen starr auf den Verwundeten gerichtet. Die breite weiße Binde deckte die Stirne und einen Theil des Hauptes, doch drangen die schwarzen lockigen Haare allwärts darunter hervor und gaben im Verein mit dem ungepflegten Vollbart, dem fieberhaft erregten Gesicht etwas Wildes, das der alten Frau im ersten Augenblick Schrecken einflößen mußte. Kaum zu athmen wagend stand sie da, ihre ganze Aufmerksamkeit der so plötzlich vor ihr auftauchenden Erscheinung zugewendet. Immer heftiger, zuckender wurden die Bewegungen des Fieberkranken, der stets erregter, mit irren Blicken von seinem Lager aus um sich zu schauen schien. Plötzlich stieß sein Mund einen rauhen, wilden Aufschrei aus; zugleich wie auf einen Schlag fuhr sein Oberkörper von

dem Lager empor und unbeweglich starrte die Gestalt, den einen Arm weit vorgestreckt, durch die geöffnete Thüre in das zweite Zimmer, das von einer matten Dämmerung erhellt, die darin befindlichen Gegenstände nur noch undeutlich, doch dafür fast unheimlich erscheinen ließ.

Frau van der Meulen war bei dem Schrei des Kranken zu Tode erschrocken zusammengefahren und nur mit Mühe hatte sie einen lauten Schreckensruf zu unterdrücken vermocht. Sie mußte sich mit der einen Hand an den Rand des neben ihr stehenden Bettes halten, während sie die andere krampfhaft auf das ungewöhnlich heftig pochende Herz gelegt.

Ein Augenblick verging also, da schien wieder Leben in die starre Gestalt des Kranken zu kommen, die Lippen öffneten sich, allerlei unarticulirte Laute wurden vernehmbar, die immer erregter, heftiger sich gestalteten und endlich einzelne Worte hören ließen.

„Da! — da ist er!“ so klang es abgerissen durch das laute keuchende Athemholen, dann wieder von längeren Pausen unterbrochen. „Und nun soll er

sagen — ob er das Geld nicht genommen, das ich mir erspart — und hier aufgehoben. — Er soll bekennen! — Ich muß es wieder haben — auf der Stelle — oder —!"

Die geballte Faust erhoben, als ob er einen verhaßten Gegner niederschlagen wollte, hielt der Fieberkranke in seinem irren Reden inne.

Die alte Frau in der dunklen Ecke drohte zusammenzubrechen. Ihr Oberkörper wankte bei jedem Herzschlag hin und her und hätte sie nicht an dem Bettrand einen Halt gehabt, den sie mit aller Kraft umklammert hielt, so würden diese Worte sie unfehlbar niedergeschmettert haben, denn sie kannte sie — hörte sie einstens — und dort, an derselben Stelle, wohin der Kranke deutete, von ihm! — „Herr, Du mein Gott!" keuchte sie plötzlich auf und beide Hände vor das Gesicht geschlagen, ließ sie ihren Oberkörper auf das Lager sinken, ihr Antlitz in die Decken bergend.

„Dieb! — Dieb!" schrie der Kranke wieder keuchend auf in solch' gewaltsamer Bewegung, als ob er von seinem Lager hätte aufspringen und seinen

Feind überfallen wollen. Doch hielt er sofort wieder zusammenzuckend inne, beugte den Oberkörper weit vor, gleichsam einer Antwort horchend, die ihm auf die ausgestoßene schwere Beschuldigung von anderer Seite geworden.

„Widerrufen — Abbitte thun?! — Haha!“ tönte es jetzt mit einem grellen Lachen, wie das eines Wahnsinnigen, und in steigender Erregtheit schrie er weiter, die Hand wie zur Abwehr erhoben: — „Keinen Schlag — Mutter! — oder es geschieht ein Unglück!“ —

Nun folgte ein heiserer, wahrhaft schrecklich klingender Aufschrei, dann krümmte sich der Körper des Kranken wie in wildem, anstrengendem Ringen. Die rechte Hand holte zu einem wuchtigen Schlage aus; sie fuhr durch die Luft und traf dann niederfallend mit ziemlicher Gewalt den Rand des Lagers. Das fortwährend heisere, athemlose Keuchen wurde durch einen wehen, leise und jammernd verklingenden Schmerzensschrei unterbrochen und die Gestalt des Fieberkranken fiel matt und sich schüttelnd in die

durcheinander gewühlten Kissen und Betten des Lagers zurück.

Die einzige Zuschauerin dieser entsetzlichen Scene, die alte Frau van der Meulen hatte sich nach dem Bette des Unglücklichen fortbewegen wollen, doch reichten ihre Kräfte dazu nicht mehr aus. Sie war in die Knie gesunken und mit erhobenen Armen, als ob sie den vermeintlichen Streit hätte schlichten, ein thätliches Ringen abwehren wollen, versuchte sie sich dem Bette näher zu schleppen. Kein Wort, keinen Ton vermochte sie hervorzubringen, so preßte es ihr Herz und ihre Kehle zusammen. Jetzt erfolgte der Schlag des Irren durch die Luft und als ob er die auf den Knieen sich Fortschleppende getroffen, sank die arme Frau mit einem leisen wimmernden Wehgeschrei und dem Ruf: „Jan! — Jan!“ wie leblos zu Boden.

Der Fieberkranke lag regungslos auf seinem Lager, nur sein lautes zischelndes Athemholen war hörbar. Jetzt öffneten sich die Lippen noch einmal und leise in keuchenden zitternden Tönen klang es:

„Fort, fort! — verstoßen, verflucht und verdammt von Vater und Mutter für ewig! — Und doch ist Er der Verbrecher — der Dieb! — Fort! — — fort!"

Dann ward es stille. Der furchtbare Paroxysmus hatte die Kräfte des Kranken gebrochen, — ihm wohl für den Augenblick die Besinnung geraubt.

— — — — — — — — — — —

Eine kurze Weile nachher wurde die Thüre leise geöffnet und zwei Frauen betraten vorsichtig das Zimmer.

Es waren Hanna Eder und Babette.

Letztere hatte nach dem Kranken, den sie in ruhigem Schlummer gewähnt, sehen wollen und auf dem Flur Fräulein Eder getroffen, welche von Mitgefühl getrieben noch am Abend sich nach dem Befinden des Armen zu erkundigen kam.

Erschrocken sahen Beide die noch immer am Boden liegende Frau van der Meulen, das auffallend derangirte Lager des Kranken, der, wenn auch unruhig, doch fest zu schlafen schien.

Die alte Haushälterin stieß einen lauten

Schreckensruf aus und eilte auf ihre Herrin zu. Diese schlug endlich nach einem bangen Seufzer die Augen auf. Hanna hatte bereits Wasser zur Hand; die Schläfe wusch sie der Ohnmächtigen, flößte ihr einige Tropfen des stärkenden Rothweins ein und nach wenigen Augenblicken war Frau van der Meulen wieder so weit bei sich und gekräftigt, daß sie sich mit Hülfe der beiden Frauen erheben konnte. Auf den Ausgang strebte sie zu. Kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen. An der Thür machte sie den Versuch, als ob sie das Gesicht noch einmal nach dem Kranken hinwenden wollte, doch eine neue Schwäche drohte sie zu überwältigen und die Augen mußte sie schließen.

Auch die alte Babette sprach nicht. Besorgt, doch in einer Weise, als ob sie wisse, was Seltsames in dem Krankenzimmer vorgegangen, drängte sie dem Flur zu und schloß dann die Thür. Von Hanna kräftig unterstützt, gelang es, Frau van der Meulen die Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer zu

bringen, wo die noch immer Hinfällige auf ihr Lager gebettet wurde.

Babette wollte nach dem Arzt laufen. Nun erst sprach Frau van der Meulen. Keinen Arzt habe sie nöthig, nur Ruhe — Ruhe. Der dort unten bedürfe des Arztes und der Pflege; zu ihm sandte sie die Haushälterin und bat Hanna noch eine kleine Weile zu bleiben und ihr behülflich zu sein.

Bald war in den Zimmern des Hauses zur Rose kein Laut mehr hörbar. Vor dem Bett der alten Frau, die eingeschlafen war, saß Hanna, jeden Athemzug der Schlummernden bewachend. In dem untern Zimmer weilte Babette. Sorgsam suchte sie Kissen und Decken des Lagers des Verwundeten wieder zu ordnen, kein Auge von dem jetzt so bleichen, fast blutleeren Antlitz des jungen Mannes abwendend. Dabei murmelte sie leise vor sich hin:

„Sie hat ihn erkannt! — O, das Auge der Mutter mußte ihn erkennen. Hab' ich doch beim ersten Blick gewußt, daß er uns wiedergekehrt sei, mein lieber — armer Jan.“

Große Thränentropfen rannen der Frau aus den alten guten Augen und über die gefurchten Wangen. Dann, nachdem sie das Lager so gut als möglich wieder in Ordnung gebracht, den Kopf des Kranken neu und weich gebettet, drückte sie ihm einen Kuß auf die bleichen Wangen und sich zur Krankenwacht niedersetzend, sprach sie leise mit gefalteten Händen und fast betend weiter:

„Der Herr hat es so gefügt, ihm und seiner Gnade wollen wir vertrauen. Er wird die Schuld verzeihen, dem Sohne, doch auch — der Mutter!"

Der alte Herr van der Meulen hatte keine Ahnung von den ergreifenden Vorgängen, die in seinem Hause stattgefunden, ebenso wenig wie von dem bedeutsamen Gast, den die Rose in diesem Augenblick beherberge. Wie am Nachmittage saß er auch am Abend noch immer in seinem Zimmer, vor sich seine Bücher, schrieb und rechnete — wenn er nicht seinen schweren und gewiß peinigenden Gedanken nachhing.

Drittes Capitel.

Auf der Obermaschinerie.

Am Nachmittag hatte Jossen den zum Lampisten und Maschinengehülfen avancirten Komödianten im Omnibus abgeholt, um ihn noch vor der Don Juan-Probe in sein neues Geschäft einzuführen. Er fand den alten Schauspieler in einer etwas mehr als gemüthlichen Stimmung. Derselbe hatte sich von Frau Plittersdorf das Beste vorsetzen lassen, was Küche und Keller des Omnibus nur besessen und somit ein Diner vertilgt, das einem allerersten Helden behagt haben würde. Als Wilden mit seinem Führer das Lokal verließ, rief er der Wirthin, welche die Bezahlung der nicht geringen Zeche erwartete, ohne viel

Umstände, doch dafür in recht frecher Weise zu: „Auf Wiedersehen, dicke Komödiantenmutter! Euer Mittagessen war vortrefflich und ich werde von nun an der tägliche Gast des Omnibus sein. Als Bekräftigung meiner Zusage schreibt meine heutige Zeche nur auf's Kerbholz, ich könnte sonst das Wiederkommen vergessen. Addio!"

Jossen lächelte zwar bei diesen Worten, doch war es mehr eine Grimasse, die recht deutlich das Unbehagen kundgab, welches er über das gar zu ungebührliche Thun seines Schützlings empfand. Frau Plittersdorf aber blickte dem Fortgehenden mit merklichem Stirnrunzeln nach und murmelte hinter ihm drein:

„Kommst mir recht, Du alter Saufaus! Von mir erhälst Du keinen Special mehr ohne Geld. — Da könnte ich schön anlanfen, wenn ich solchem herabgekommenen Komödianten, der Nichts hat und Nichts ist, den besten Wein und mein leckerstes Essen auf Credit verabfolgen wollte. Wenn er noch eine Gage hätte, von der mir der Kassirer mein Guthaben ab-

ziehen könnte?! Trinke den Andern die Gläser aus, von mir sollst Du keinen Tropfen mehr, oder nur gegen baar zu kosten bekommen."

Die Rückseite des Theatergebäudes mündete in eine kleine unansehnliche Straße. Hier befand sich eine Thür, welche den Eingang zur Scene bildete und durch welche die Darsteller, wie die Arbeiter das Theater betraten. Hier wohnte der Portier oder Hausmeister des Theaters, aus dessen Zimmer ein kleines Fenster auf den Flur ging, damit er die Ein- und Ausgehenden zu controliren im Stande sei. Doch mit dieser Controle war es nicht weit her. Die frühere Direction hatte aus verschiedenen Ursachen dem Manne Manches durch die Finger gesehen, auch daß er besagtes Fensterchen mit einem dichten grünseidenen Vorhang bedeckt, damit die Vorbeipassirenden ihm nicht neugierig in die Stube schauten; ferner daß er die meiste Tageszeit, anstatt in seiner Portierstube, in einer nahen Bierwirthschaft zubrachte. Der neue Director hatte vor der Hand Wichtigeres zu ordnen gehabt und den treuen Hausmeister sich für später aufgespart und das

war ein großer, sehr großer Fehler des sonst so praktischen Herrn von Dinkelsbühl, wie wir dies leider im Verlauf unserer Erzählung sehen werden.

Eine steinerne Wendeltreppe führte von hier aus zuerst auf die Bühne, dann weiter hinauf, bis in die höchsten Regionen des Gebäudes. Diese erstiegen Jossen und sein angeheiterter Gefährte. Am Bühneneingange standen mehrere große angezündete Laternen; Jossen nahm eine derselben, gab eine zweite seinem nunmehrigen Lampisten und beide setzten ihren Weg fort. Etwa in der Höhe einer zweiten Etage schloß eine starke Thür die Wendeltreppe ab; sie war hauptsächlich dazu da, damit nicht Unberufene den stillen Aufgang benutzten, um sich in das Theater einzudrängen. Jossen öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich trug.

„Diese Thür," so begann der Maschinist seine Instructionen, „ist in der Regel verschlossen. Nur bei Proben und Vorstellungen öffne ich sie für meine Leute, die auf der Obermaschinerie, der sogenannten Maschinengallerie, zu thun haben. Wenn Ihr dort

oben beschäftigt seid, werdet Ihr sie stets geöffnet finden."

Nun schritten sie weiter.

Die steinerne Wendeltreppe war düster, kaum erhellt, und immerfort ging es aufwärts. Die Stufen dünkten Wilden zahllos und seine Knie glaubte der alte Schauspieler nicht mehr zu fühlen, als sie endlich oben angelangt und durch eine nur angelehnte leichte Plankenthür die schmale nur mit Bohlen gedeckte Gallerie betraten, welche der Langseite des hohen und breiten Bühnenraumes entlang lief. Hier befanden sich zahllose starke Taue, theils um kurze Winden laufend, theils an großen eisernen Haken befestigt. Es waren die Seile der Prospecte, womit diese niedergelassen oder aufgezogen wurden. Jossen erklärte seinem neuen Gehülfen Alles. Er zeigte ihm, auf welche einfache und sichere Weise die schweren Decorationen gehandhabt wurden, machte ihn auf die mit Kreide geschriebenen Nummern aufmerksam, welche die Reihenfolge der Prospecte für die morgende Vorstellung des Don Juan anzeigten — in der Probe

würden, um Arbeiter zu ersparen, keine Decorationen herabgelassen, so habe es der Chef befohlen. Auch wäre dies nicht nothwendig gewesen, denn der Don Juan sei ja eine alte abgedroschene Oper. So meinte der Maschinist.

Weiter führte Jossen den Schauspieler zu einer kleinen mit Wasser gefüllten Handspritze, welche bei einem ausbrechenden Feuer die Gefahr wenn möglich im Keime zu ersticken bestimmt sei. Die Handhabung der Spritze zeigte er Wilden und schärfte ihm in besorgter Weise ein, sich ja Alles gut zu merken, was er ihm mittheile, da die Verantwortlichkeit, welcher er sich durch Uebernahme des Postens unterzogen, keine geringe sei. Doch der alte Komödiant hörte kaum auf die Reden des Andern und gleichgültig ging er über das hinweg, was Jener mit größtem Ernst und aller Gewissenhaftigkeit behandelte.

Auch deutete Jossen auf mehrere scharfgeschliffene Handbeile, welche in den Nischen der kleinen Fensterluken lagen. Diese sollte dazu dienen, wenn etwa ein Prospect unten auf der Bühne Feuer finge, die

dicken Taue „abzukappen", zu durchhauen, worauf der Prospect in die Tiefe stürzen würde und das Feuer leicht bewältigt werden könne.

Ohne viel der Worte zu achten, blickte Wilden über die leichte hölzerne Balustrade hinunter in die Tiefe auf die Bühne. Es war eine gewaltige Höhe und dem alten Komödianten drohte es schwindelig zu werden. Doch vor ihm hingen in kurzen Abständen hintereinander die zahlreichen Decorationen, welche für die nächsten Vorstellungen gebraucht wurden, und dieser, wenn auch nur scheinbare Schutz gab dem Schauenden in etwas die Ruhe und Festigkeit des Blickes wieder. Kopfschüttelnd bemerkte Jossen die Unaufmerksamkeit seines Gehülfen und ein leiser Zweifel begann sich in dem schlichten, gewissenhaften Manne zu regen, ob er wohl recht gethan, einem Menschen, den er nicht genauer kenne, einen so wichtigen Posten anzuvertrauen. Doch er wollte noch immer das Beste hoffen, und nachdem er Wilden noch dessen Dienst als Lampist der Obermaschinerie erklärt, ihm die Handhabung der verschiedenen Gaskrahnen zur

Beleuchtung der Gallerie sowohl wie zu der der festen Oberlichte gezeigt, das Dämpfen und Färben des Lichts, wenn die Scene Nacht, Mondschein oder Abendbeleuchtung erfordere, gelehrt, schritt er mit Wilden weiter.

Ganz am Ende der Gallerie befand sich eine schmale eiserne Thür, einen Durchlaß durch die gewaltige Giebelmauer des Prosceniums bildend. Sie war durch eine Klinke verschlossen, so daß sie von beiden Seiten leicht geöffnet werden konnte. Beide Männer schritten hindurch.

„Hier ist der obere Verbindungsweg zwischen dem Bühnenraum und dem Logenhause,“ sagte Jossen. „Diese Thür muß immer geschlossen sein, zu öffnen ist sie von jeder Seite und leicht, wie Ihr seht. Nun sind wir auf dem sogenannten Lichterboden, dem großen Speicherraum über dem Auditorium. Die runde Oeffnung in der Mitte dort dient zum Anzünden und Herablassen des großen Kronleuchters. Obgleich ein alter gehetzter Hase bei der Bühne,

werden Euch diese Einzelheiten doch wohl nicht so ganz geläufig sein."

Eine schmale Holztreppe, die aus dem Boden aufsteigend, weiter auf das Dach und eine Terrasse führte, war sichtbar. Hier stiegen beide Männer nieder und nachdem Jossen eine kleine Thüre geöffnet, welche nur von innen durch einen Haken verschlossen gewesen, befanden sie sich auf dem Gange der dritten Logenreihe. Die beiden höher liegenden Gallerien hatten von der unteren Vorhalle aus ihre eigenen Steintreppen, welche zu beiden Seiten des Hauses bis in die höchsten Regionen des großen Gebäudes emporstiegen. Von hier aus war der Weg leicht erklärt und zu finden. Der Eingang zu dem Logengange mündete auf einen breiten Corridor, der mehrere Thüren zeigte, während zur Seite eine steinerne Treppe abwärts führte.

„Hier wohnt Herr Regisseur Eder," sagte Jossen, auf die Treppe deutend, und es war gut, daß der Gang fast im Dunkel lag, der Maschinist hätte sonst eine gewaltige Veränderung bemerken können, die bei

diesen Worten auf dem fahlen Gesicht, in dem ganzen Wesen des alten Komödianten vor sich ging. Wilden zog sich, die Zähne zusammenbeißend, nach der dunkelsten Stelle des Ganges zurück und Jossen, die Bewegung anders deutend, fuhr fort:

„Ihr habt Recht! was brauchen wir weiter zu gehen? Diese Treppe hier führt nach den beiden unteren Logenreihen, zu dem großen Foyer, das unter der Wohnung Eders liegt, dann weiter in die Vorhalle hinab und hinaus auf die Gasse. Dies Alles seht Ihr gewiß von hier — werdet es schon mit der Zeit genauer erfahren. Nun noch Etwas! Jeden Abend, sobald die Lichter im Hause angesteckt werden, habt Ihr eine der Laternen, welche wir mit nach oben genommen — die zweite dient Euch — angezündet hier auf die Treppe zu stellen; sie bleibt den Abend und die ganze Nacht brennen zum Dienst der Leute, die hier oben wohnen. Das vergeßt ja nicht! Und nun kommt, wir wollen zurückkehren. Ich habe vor der Probe noch Mancherlei zu thun. Ihr bleibt auf Euerem Posten, zündet die Lichter an, wenn unten

auf der Bühne der Anfang damit gemacht wird und bleibt oben, bis die Probe zu Ende ist und ich Euch hole. Wir gehen dann zusammen in den Omnibus. — Eins nur merkt Euch, Kamerad!" setzte er lächelnd und recht ernst hinzu: „Hütet Euch vorerst ja dem Director in den Weg zu laufen, sonst dürfte Euere neue Carriere bald zu Ende sein."

Auf demselben Wege, auf dem sie gekommen, schritten die beiden Männer nach der Maschinengallerie zurück. Beide Thüren, die hölzerne bei dem Logen=gange, sowie die eiserne Verbindungsthüre wurden in der Weise geschlossen, wie Jossen gesagt, und bald befand sich Wilden allein auf seinem hohen und ziem=lich unheimlichen Posten.

Unten auf der Bühne war es noch immer stille, da die Stunde noch nicht gekommen, wo die General=probe der morgenden Eröffnungsvorstellung beginnen sollte. Kein Licht war im ganzen Hause zu sehen und die beiden Laternen brannten matt am Eingange der Maschinengallerie. Immer düsterer, unheimlicher wurde es in dem sonderbaren Aufenthalt und Wilden,

den ein Frösteln überkam, setzte sich auf die Brüstung eines der kleinen Fenster, welche zugleich als Bank für die hier Beschäftigten diente. Er versuchte gleichgültig zu sein, streckte die mageren Beine weit von sich, reckte sich und gähnte, doch es wollte ihm nicht gelingen. Immer mußte er gespannt auf irgend ein ihm räthselhaftes Geräusch horchen, bald wieder scharf in die vor ihm sich weit hinziehenden Prospecte blicken, die ihm wie enge, in schwarze Nacht verschwindende Gassen vorkamen, während die auf- und absteigenden, sich kreuzenden Taue deren gespenstische Bevölkerung zu bilden schienen.

Dabei beherrschten den Einsamen böse Gedanken. Der Name Eder und daß derselbe mit seiner Familie, die er ja auf der Eisenbahn, bei seinem Einzug in die Heimath gesehen — erkannt! — ihm so nahe sei, hatte ihn beunruhigt, ja erschüttert, wie er sich sagen mußte. Allerlei trübe Bilder einer längst verschwundenen Zeit tauchten jetzt, in der unheimlichen Stille rings um ihn her, vor seiner Seele auf und er fühlte,

wie ein Frost ihn fieberhaft überlief, daß seine Zähne zitternd zusammenschlugen.

Endlich! — endlich, nach einer bangen Stunde tauchte in dem tiefen Dunkel des Zuschauerraums ein Licht auf, das sich langsam, doch unaufhaltsam zu vervielfältigen schien. Es war der Orchesterdiener, welcher die Gaslichter an den Pulten der Musiker anzündete. Nun schien es auch auf der Bühne lebendig zu werden. Einzelne Schritte, Stimmen wurden hörbar; jetzt blitzte auch in einer der Seitencoulissen ein Lichtstrahl auf, das heißersehnte Zeichen, daß auch auf der Obermaschinerie die wenigen Gasflammen angesteckt werden durften.

Mit einem Seufzer der Befriedigung vollbrachte Wilden diese kleine Arbeit und wieder kecker blickte er herab auf die Bühne, wo sich bereits die Choristen sammelten, wie im Orchester die Musiker. Jetzt stiegen Töne verschiedener Instrumente zu ihm empor, das Stimmen der Geigen begann, die Choristen wurden zahlreicher, lauter und endlich war die noch vor wenigen Augenblicken düstere stille Scene erhellt und

belebt von hellblinkenden Lichtern und lauten Stimmen, Klängen verschiedener Instrumente, die wirr durcheinander sprachen und riefen, tönten und schwirrten.

Der Bann des Orts war geschwunden und frech leuchtete das Auge des alten herabgekommenen Schauspielers auf, verächtlich auf die Menge tief unter ihm niederschauend und mit einem Herzen voll Haß, giftigem Groll seinen Feind, den Director von Dinkelsbühl, wie auch den Regisseur Eder suchend.

Nach einer Weile, nachdem er sich satt gesehen, seinen Vorrath von Flüchen und Verwünschungen erschöpft, die Probe begonnen, nimmt er seine brennenden Laternen und tritt durch die eiserne Verbindungsthüre auf den jetzt vollständig dunklen Lichterboden. Wie Irrwische schweift der Schein der Laternen in dem öden Raum hin und her, hier einen Haufen alter, bemalter Leinwand für Augenblicke beleuchtend, dort einen phantastischen Gegenstand, der bei irgend einer Zauberposse gedient haben mag und längst in Ruhestand versetzt worden. Grell tritt Dies und

Anderes plötzlich aus dem Dunkel hervor, sobald der matte Lichtschein darauf fällt, um ebenso schnell wieder in der früheren schwarzdunkeln Nacht zu verschwinden. Die Wirkung ist eine wahrhaft unheimliche, die Wilden überrascht und für Augenblicke sogar das Blut nach dem Herzen treibt, daß es erregter schlägt. Doch bald hat er dies Gefühl des Bangens gebannt und das fahle, faltige Gesicht zu einem häßlichen Lächeln verzerrt, murmelt er weiterschreitend:

„Haha! wie zum Anstecken hergerichtet! Nur eine Berührung meines Lichtes mit den alten Fetzen dort und der Satan wäre los, die ganze Bude mitsammt dem Dinkelsbühl verloren. Haha! das müßte ein hübsches Feuerwerk sein!“

Die Treppe steigt er hinab, dann betritt er den Logengang und nähert sich leise, vorsichtig der Thüre des Corridors vor Eders Wohnung. Lange horcht er, ob Niemand auf dem großen Vorplatz sich befinde, dann tritt er rasch hinaus, stellt eine der Laternen, wie Jossen ihm geheißen, an die breite Steintreppe und zieht sich mit der andern nach dem Logengange

zurück, um den Rückweg nach der Maschinengallerie anzutreten.

Doch auf dem düstern Gange hält Wilden inne, seine Laterne setzt er in einen Winkel, damit der Schein ihn nicht verrathe und nach dem Eingang des Corridors schleicht er zurück und horcht.

In der Eder'schen Wohnung sind Frauenstimmen laut geworden. Es ist Frau Eder, welche der Magd Aufträge für die Haushaltung giebt. Deutlich vernehmbar tönt es an das Ohr des Horchenden, der endlich, als das Sprechen verstummt, murmelt:

„Es ist die Dora — kein Zweifel! — Wie ich gestern im Waggon der Eisenbahn ihr Gesicht, trotz der Falten wiedererkannt — es ist das der Mutter! — so erkenne ich jetzt ihre Stimme wieder. Verdammt! Sie sitzt im warmen Nest, während ich, ein Vagabund, nicht einmal weiß, wo ich heute Nacht campiren soll. Es war so von allem Anfang an! Die Dora galt daheim Alles, sie bekam die besten Bissen und ich — die Schläge — die ich denn auch redlich zu verdienen suchte. Haha! — Dafür hasse ich sie heute noch weit

mehr. Ursache dazu habe ich — ich möchte es nicht auf die Gegenprobe ankommen lassen! Wollte ich bei ihr eintreten, ihr sagen, da bin ich, der Werner — Dein Bruder, der wohl vor siebenunddreißig Jahren Euch davonlief, ein alter, herabgekommener Komödiant, der Nichts ist und Nichts hat! nimm mich auf, damit ich nicht verhungere, nicht an irgend einer Straßenecke verende wie ein Hund! — dann — haha! — dann würde sie gewiß erwidern: ich kenne Dich nicht! und der Herr Schwager würfe mich zur Thür hinaus. — Ich will ihnen die Freude nicht anthun, doch ihnen dafür alles Unglück wünschen, das mir so üppig geblüht. Sie sind übrigens auf dem besten Wege dazu! Der Eder war einstens ein tüchtiger Sänger — sein Name war mir bekannt — jetzt hat er die Stimme verloren, ist Regisseur geworden und muß Aushülfsrollen spielen! Dazu ist sein Director der Leuteschinder Dinkelsbühl. Haha! der wird ihn vollends herunterbringen; ich brauche ihm gar nichts Böses mehr zu wünschen, der Dinkelsbühl bringt es besser fertig als ich. In einem Jahre ist der Eder

so weit wie sein Schwager, der einst auch gefeierte Franz Wilden — und am Bettelstab. Treffen wir dann zusammen — hat der Satan mich bis dahin nicht geholt — dann will ich mich ihnen zeigen; dann werden wir ja sehen, ob es etwas genutzt hat, daß ich die Lehren meiner Alten verlacht, mein Leben frischweg genossen habe, oder daß sie gearbeitet und gedarbt hat. Es ist ja Alles auf Eins herausgekommen; als Vagabunden, reif für das Spital, finden wir uns wieder. Bis dahin —"

Eine gräuliche Verwünschung gegen die eigene Schwester hatte der verdorbene Mensch in seinem unnatürlichen Haß noch ausstoßen wollen, doch der Zufall bewahrte ihn vor einer solchen neuen entsetzlichen Sünde. Er verstummte plötzlich, denn eine der Thüren der Eder'schen Wohnung wurde geöffnet und die Magd trat heraus, um ihren Ausgang zu machen. Wilden hatte kaum Zeit sich in das Dunkel des Logenganges zurückzuziehen. Noch hörte er die Magd sich der Treppe nähern, sah den schwachen Schein der dort stehenden Laterne verschwinden — das Mädchen hatte

das Licht mitgenommen — dann schritt er mit einem letzten, leise gemurmelten Fluch auf seine eigene Laterne zu, um nach dem Bühnenraum zurückzukehren.

An einer Stelle des sich in weitem Bogen hinziehenden Logenganges befand sich eine kleine Verbindungstreppe mit den untern Logenräumen. Schwarzdunkel gähnte dieser Ausgang Wilden an, als dieser dort vorbeikam. Die Laterne hoch erhoben, leuchtete er die schmale Treppe hinab und erkannte sofort, wohin diese führte. Einen Augenblick zögerte er auf seinem Wege, dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und mit den leise gemurmelten Worten: „Es kann nicht schaden, wenn ich die Gänge der verdammten Bude genauer kennen lerne," begann er die schmale Treppe niederzusteigen, welche in kurzen Absätzen zum zweiten Logenrang und dann wohl auch zum ersten und weiter zum Parterre führte.

Viertes Capitel.

Seltsame Abenteuer Wildens im Logenhause.

Fräulein Laforest hatte im Verein mit ihrer würdigen Frau Mama und Herrn Edmund van der Meulen ein sehr feines Diner, von den köstlichsten Weinen gewürzt, eingenommen, dann zog die Mutter sich zurück, um sich von der anstrengenden Arbeit durch ein Stündchen Schlaf zu erholen und zu neuer Thätigkeit zu stärken, und das junge Paar blieb sich allein überlassen. Während der trauten Stunde, die nun folgte, wurde es der klugen Schönen leicht, von ihrem ebenso feurigen als freigebigen Anbeter Alles das zu erlangen, was sie wünschte und Edmund war glücklicherweise auch im Stande, jeden Wunsch seiner

Dame reichlich befriedigen zu können. Er that es, und um vieles leichter verließ er gegen Abend das Appartement der Tänzerin, die plötzlich einen Anfall von Migräne hatte, um andern Vergnügungen nachzugehen. Vor dem Abschied wurde er noch von der Geliebten daran erinnert, ja den alten Schauspieler Wilden aufzusuchen und zu der Mutter zu bescheiden, was Edmund flüchtig auch zu thun versprach.

Kaum war Fräulein Gülla allein, als sie laut und heftig nach ihrem Mädchen rief und trotz des vorgeschützten heftigen Kopfwehs sich ungemein regsam umzukleiden begann. Ein einfaches dunkles Kleid, fast einem Morgenrock ähnlich, umschloß bald den schönen Körper, dessen volle Formen mehr verhüllend als zeigend. Einen Hut mit Schleier setzte sie auf, und letzteren um das Gesicht befestigend, verließ sie eiligen Schrittes, ziemlich geheimnißvoll das Haus und eilte die dämmernde Straße entlang dem Theater zu, in dessen dunklem Eingang sie rasch verschwand.

Die Probe des Don Juan war mittlerweile be-

deutend vorangeschritten und der erste Act zu Ende, als Wilden mit seiner Laterne auf dem Corridor der zweiten Logenreihe anlangte. Ueberall leuchtete er hin um sich so viel als möglich in den Localitäten zu orientiren, Er konnte seine Untersuchung ohne Furcht gestört zu werden fortsetzen, denn, wenn auch auf der Bühne trotz der Pause ein reges Leben herrschte, so war es doch in dem weiten Logenhause still und einsam, der alte Schauspieler wohl das einzige lebende Wesen, welches sich in diesem Augenblick drinnen bewegte. So zum wenigsten meinte Wilden. Die Thüren der Logen, die Ausgänge des Corridors beleuchtete und betrachtete er neugierig. Die Treppe, auf welcher er niedergestiegen, ging weiter abwärts und dort zur Seite befand sich auch der Ausgang auf die breite Haupttreppe, welche hinauf zu Eders Wohnung und abwärts zu der großen Vorhalle führte, wo Wilden am Morgen geweilt und Jossen ihn gefunden. Schon wollte der alte Schauspieler behutsam weiter schreiten, als er plötzlich innehielt. Er glaubte

Stimmen, ein leises Flüstern ganz in seiner Nähe vernommen zu haben.

Wilden horchte. Er hatte sich nicht geirrt. Jetzt hörte er das Flüstern deutlicher, aus einer der Logen kam es her.

„Sonderbar!“ sagte er mit schlauem Lächeln. „Keine Vorstellung und dennoch Publikum in den Logen! Das muß ich mir doch einmal in der Nähe ansehen.“

Und leise sich der Stelle nähernd, hinter welcher er die Laute zu vernehmen geglaubt, legte er sein Auge an einen Thürspalt und spähte gespannt hindurch. Doch, wenn sein Blick auch durch die schlecht schließende Thürfuge drang, er sah nichts, denn schwarzdunkel war es in der Loge wie in dem ganzen Zuschauerraum. Dafür aber hörte er besser, sogar Alles, was in der Loge verhandelt wurde, trotzdem die darinnen Befindlichen nur leise zusammen flüsterten.

Es mußten nur zwei Personen sein, denn Wilden unterschied nur eine Männer- und eine Frauenstimme.

„Ich habe nicht viel Zeit,“ flüsterte Erstere. „Denn der Act wird beginnen und nach den ersten beiden Scenen, beim Sextett komme ich. Nur noch einen Kuß, dann Addio, liebe Gülla!“

„Aha!“ murmelte Wilden mit lustigem Hohn. „Das kann nur der Tenor, der Herr Stiefel oder Stifèle sein, der im zweiten Act des Don Juan erst beim Sextett kommt. Doch die Donna Gülla — ist es die Anna, Elvira oder Zerline?“

Schon wurde ihm Antwort auf diese Frage, denn die Dame entgegnete in gleicher leiser Weise, doch mit einer Glut in dem flüsternden Ton, die die Situation nur zu deutlich erklärte.

„Herzloser!“ klang es. „Ich habe mich von daheim weggestohlen, nur um einen Augenblick mit Dir, mein Leben, mein Alles, zusammen zu sein, Du hast noch eine volle Viertelstunde und willst schon wieder davonlaufen?“

„Die Stumpf! — Alle Teufel, eine interessante Entdeckung!“ konnte Wilden, der die Stimme sofort erkannt, sich nicht enthalten zu sagen — und in seiner

Ueberraschung so laut, daß er sich im nächsten Augenblick auf den Mund schlug, um sich für seine Unbedachtsamkeit zu strafen, wie auch den verrätherischen Lauten zu wehren.

„Hörtest Du Nichts?“ frug die Männerstimme recht ängstlich.

„Geh,“ entgegnete es schmollend. „Für alles Andere hast Du ein Ohr, nur nicht für mich und meine Klagen. Süßer Junge, ich lasse Dich nicht, ich will nicht umsonst hierhergekommen sein, und bis zur Verwandlung bleibst Du hier, dann hast Du immer noch Zeit hinunter und auf die Bühne zu gehen. O, ich kenne den Don Juan wohl, doch Du gleichst ihm nicht. Du bist eben heute der immer und ewig schmachtende langweilige Ottavio. Ich aber will nichts von Deinem Freundschaftsband wissen, ich will Dich, Deine Liebe!“

Nun folgten Töne, die durchaus Nichts mit irgend einer lebenden Sprache gemein hatten und doch so deutlich klangen, ach! so deutlich, daß es dem alten Komödianten warm um das vertrocknete Herz

werden mußte. Er fuhr sich mit der Hand über den Mund und mit einem Gemisch von Aerger und Lüsternheit sagte er, mit seiner Laterne langsam weiter schreitend:

„Verteufelt hübsche Situation! O, ich kenne das; sie hat sich den Schlüssel zu der dunklen, verschwiegenen Loge zu verschaffen gewußt und giebt hier ihre verliebte Audienzen. Hübsch ist die kleine Bestie, doch ihr Galan, der Tenor, scheint mir seines Namens Stiefel werth zu sein. — Es war doch eine hübsche Entdeckung, wer weiß, wozu ich sie noch werde brauchen können? Haha! die Lina Stumpf, oder Gülla Laforest soll mir jetzt noch einmal in den Wurf kommen, dann kann es lustig werden. — Uebrigens ist das eine Geschichte für den Omnibus und die ohne Ursache über ihren Chef schimpfende Bande. Sie soll mir mein Nachtessen — mit Wein, natürlich, viel Wein! — eintragen und auch ein erstes Nachtlager bei der dicken Mutter Plittersdorf."

Dabei war er wieder bei der kleinen Seitentreppe angelangt, als er abermals Stimmen hörte. Diesmal

wurde recht laut gesprochen, wenn es auch aus ziemlicher Ferne zu ihm herauftönte, und es waren wiederum eine Frauen- und eine Männerstimme. Von der breiten Haupttreppe klang es her und rasch, doch auf den Zehen näherte Wilden sich abermals dem großen Ausgang des Logen-Corridors.

Richtig! eine Etage tiefer wurde gesprochen und ganz im Gegensatz zu dem Geflüster in der dunklen Loge, recht laut und deutlich. Auch drang ein schwacher Lichtschein aus dem schwarzdunklen Schlund der Treppe herauf, ein Zeichen, daß die Sprechenden nicht im Dunkeln, wohl aber beim Schein eines Lichtes, das wohl von der Eder'schen Treppenlaterne herrühren mochte, verhandelten.

„Noch einmal, lassen Sie mich!“ sagte eine jugendliche Mädchenstimme laut und mit hörbarer Entrüstung. „Ich will keine solchen Worte hören und verbitte mir ernstlich jede weitere Begleitung, die ich als Zudringlichkeit bezeichnen muß.“

„Also wirklich spröde und grausam?“ erwiderte eine Männerstimme in kecker Weise und wie es schien,

nicht im mindesten eingeschüchtert durch die strengen, abweisenden Worte des Mädchen. „Man sieht wohl, daß Sie dem Theater nicht angehören, sonst würden Sie meine wohlgemeinten Huldigungen nicht so schnöde zurückweisen und besonders eine so schöne Gelegenheit, dem Herzen sein Recht zu gewähren, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Nur ein freundliches Wort — doch nein! jetzt verlange ich mehr: einen Kuß, mein schönes Kind, dann gehe ich.“ —

Hier mußte den Worten eine That gefolgt sein, welche das Mädchen empörte, denn ein lauter Aufschrei wurde hörbar und gleich darauf klang es mit zürnendem Ton: „Unverschämter!“ —

„Fürchten Sie zu erröthen, dann brauchen wir nur das Licht auszulöschen,“ tönte es mit frechem Lachen als Antwort auf diese Beleidigung, welche jeden Mann von Ehre zurückgetrieben haben würde.

Wilden hatte während dieser kurzen Scene höhnisch und schadenfroh in sich hinein gelacht; er überlegte, ob es ein größeres Gaudium für ihn sein

würde, der Sache ihren Lauf zu lassen oder den kecken Verführer zu überraschen. Letzteres schien ihm besser zu behagen, denn die Laterne unter seinen weiten Rock bergend, huschte er schnell und unhörbar die breite Steintreppe hinab und stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen, nun die Laterne hoch emporhaltend, vor dem Paare.

„Alle Teufel!“ schrie der Herr, ein Officier, auf, das Mädchen, welches er mit einem Arm fest umschlungen hielt, fahren lassend.

„Es thut mir wirklich leid, Herr — van der Meulen,“ sagte Wilden mit höhnischem Grinsen, „Sie in einer so angenehmen Beschäftigung gestört zu haben. Es ging aber nicht anders, ich konnte nicht widerstehen und mußte mir den Spaß einmal bei Licht besehen. — Ach! und hier ist auch Fräulein Eder?“

Die beiden Personen staunten im ersten Augenblick den ihnen vollständig fremden Menschen an. Hanna — sie war es in der That — schien zu verwirrt, zu erregt um ihren Reisegefährten von gestern

wieder zu erkennen — und nur von dem Gedanken erfüllt, daß der Fremde sie aus einer peinlichen Lage befreit, rief sie, in heftiges Weinen ausbrechend:

„Ich danke Ihnen, Herr, daß sie mich von diesem entsetzlichen Menschen erlöst. O, kommen Sie mit mir hinauf — ich bitte Sie! — damit auch meine Eltern Ihnen danken können!"

Noch immer ängstlich und erregt flog sie, ohne eine Antwort abzuwarten, hastig, als ob der Verfolger abermals hinter ihr drein wäre, die Stufen hinan und war bald im Dunkel der Treppe verschwunden.

Jetzt ermannte sich auch der Officier. Zwischen den Zähnen knirschte er, die blitzenden Augen mit giftigem Zorn auf das ihn immerfort höhnisch angrinsende Gesicht Wildens gerichtet:

„Das werde ich Ihnen gedenken und Sie schon zu finden wissen!"

Damit eilte auch er davon, die Treppe abwärts und dem dunklen Ausgang des Theaters zu, wo er wenige Augenblicke zuvor Fräulein Eder getroffen,

die vom Lager der alten Frau van der Meulen heimkehrte.

Wilden blickte dem Davoneilenden eine Weile nach, dann sagte er verächtlich:

„Finden werden wir Beide uns schon, das hoffe ich, zum Besten meiner leeren Taschen. Doch, wenn die dort oben glaubt, daß ich ihr zu Liebe die Treppe herabgesprungen und dem Herrn nach Hause geleuchtet, so irrt sie sich gewaltig — ebenso sehr, wenn sie auf einen Besuch ihres — Onkels rechnet. — Ich will mit der Bande nichts zu thun haben! — Fort mit ihnen!“

Mit einem grimmen Haß hatte er diese Worte gesprochen, dann stieg er rasch die Treppe wieder hinan bis zum zweiten Logengange, in den er in demselben Augenblick einbog und verschwand, als von oben ein heller Lichtschein niederstrahlte und die Stimme der Frau Eder laut wurde.

Nach einer Weile saß Wilden wieder auf der Maschinengallerie, der letzten Scene der Oper horchend, da kam Jossen. Er hielt ein kleines Briefchen in

einem rosa Couvert in der Hand, das er Wilden reichte, und sagte lachend:

„Potz Element, Kamerad! Ihr seid ja ein gefährlicher Patron — ein wahrer Don Juan! Kaum vierundzwanzig Stunden in der Stadt, beim Theater, nicht einmal debütirt und schon galante Abenteuer — ein Rendezvous?! Da nehmt und les't! Eine alte richtige Duenna hat's für Euch abgegeben."

Dabei reichte er dem alten Schauspieler das Billet, das dieser mit einer gleichgültigen Grimasse nahm und erbrach.

Leise las er es durch, dann stand er auf und sagte zu dem Maschinisten:

„Es thut mir leid, Jossen, ich werde nicht mit Euch in den Omnibus gehen, doch ganz gewiß später noch hinkommen — die Alte kann mir einstweilen ein Lager bereiten, für ein Souper ist schon gesorgt! — denn dies Billet ist wahr und wahrhaftig eine Einladung zu einem Rendezvous, das ich mir nur in Begleitung eines feinen Soupers mit Champagner denken kann!"

Hierauf verließen Beide die Obermaschinerie und das Theater. Vor der Thür trennten sie sich und während Jossen mit einem „auf Wiedersehen“ den Weg nach dem Omnibus einschlug, wartete Wilden noch einen Augenblick, dann wandte er sich fragend an einen der Vorübergehenden, worauf auch er, doch in entgegengesetzter Richtung, die Hauptstraße und auf das große Nathanson'sche Haus dahin schritt.

Das rosa Billetchen hatte nur die wenigen, doch für Wilden bedeutsamen Worte enthalten:

„Eine Collegin wünscht Herrn Wilden kennen zu lernen und bittet ihn, heute Abend ein einfaches Nachtessen mit ihr zu theilen.

Helene Biedermann,

Schauspielerin, im Nathanson'schen Hause.“

Fünftes Capitel.

Komödianten.

Mutter Laforest oder Stumpf hatte aus Resten des köstlichen Diners ein Nachtessen bereitet, das einem herabgekommenen Mimen wie Wilden gewiß behagt haben würde. In ihrer eigenen Stube war der Tisch gedeckt worden und Alles stand bereit, den Erwarteten zu empfangen, der jedoch noch immer nicht kommen wollte. Auch Fräulein Gülla befand sich in gleicher Bereitschaft, um bei einem passenden Moment in die Stube der Mutter einzutreten und an der Conversation in ihrer Weise Theil zu nehmen. Die beiden Frauen hofften ganz zuversichtlich auf das Erscheinen Wildens, denn Herr Edmund van der Meulen war von Gülla

zu gut gezogen worden, als daß er einen ihrer Wünsche, die ihm ja Befehle sein mußten, hätte unerfüllt gelassen. Der junge Offizier war auch um den alten Schauspieler aufzusuchen nach dem Theater gegangen, dort jedoch in ganz andere Abenteuer verwickelt worden, und wenn er auch dabei mit Wilden zusammengetroffen, so hatte er doch keine Ahnung gehabt, daß der freche Beleuchter seiner Niederlage der Gesuchte gewesen. Wüthend hatte der Officier das Theater verlassen und ohne den erhaltenen Auftrag auch nur noch mit einem Gedanken zu berücksichtigen, war er nach dem Casino geeilt, um dort Zerstreuung, Entschädigung für sein Unglück zu suchen — im Weine und im Spiel.

So harrten denn die beiden Frauen mit den köstlichen beaux restes, dem Nachtessen vergebens auf den alten Komödianten, den dafür ihre Feindin, die Biedermännin, glücklich gefischt hatte.

O, hätten die Stumpfs gewußt, daß der so sehnlichst Erwartete sich im Hause befand, zur Zeit ihre Geheimnisse der verhaßten Schauspielerin ausplauderte,

sie würden die Wohnung im dritten Stocke gestürmt, mit bewaffneter Hand den Collegen befreit haben, wie weiland die Abgesandten Gottfrieds von Bouillon den tapfern Ritter Rinald aus den Schlingen der Zauberin Armida!

Wilden saß in der That in dem oberen Stockwerk bei seiner vortrefflichen Kunstgenossin Frau Biedermann, aß, trank und plauderte, vorerst jedoch gebrauchte er den Mund nur zum Essen und Trinken, denn die Speisen waren, wenn auch nicht so mannigfaltig, wie die der ersten Etage, doch dafür auch keine beaux restes, sondern frisch gesotten und gebraten.

Herr Biedermann hatte seinen Clubabend, wo er Vorträge hielt aus dem Bereich der klassisch-dramatischen Literatur, und seine ehrsame Hälfte, über jeden Verdacht erhaben, durfte daheim frei schalten und walten und empfangen, wer ihr gut genug dazu dünkte. So hatte sie sich denn nach langem Kampfe, in dem ihre Schadenfreude den Sieg über ihren Widerwillen gegen die zweifelhafte Persönlichkeit

Wildens davontrug, herabgelassen, den alten Komödianten einzuladen, um durch den Zauber ihrer guten Küche und eigenen Liebenswürdigkeit dessen Zunge zu lösen.

Der Empfang des fremden Menschendarstellers war der bei derlei Gelegenheiten und beim Theater übliche gewesen. Frau Biedermann freute sich ungemein, die persönliche Bekanntschaft eines Künstlers zu machen, „von dem sie schon so viel gehört", — daß sie noch viel mehr von ihm hören wollte, verschwieg sie vorerst wohlweislich — auf welche hübsche und durchaus nicht gewöhnliche Anrede Herr Wilden in gleich üblicher Weise antwortete. Dann setzte man sich zu Tische und Beide begannen ihre Operationen: Wilden an dem vorgesetzten schmackhaften Braten, die Biedermännin an ihrem sonderbaren Gaste.

Nachdem die Hauptarbeit Wildens vorüber, die zweite Flasche angebrochen, fiel es der schlauen Schauspielerin nicht schwer, das Gespräch derart zu lenken, daß es bald bei dem ersehnten Ziel, der Familie Laforest, angelangt war.

„Nicht aus üblem Beweggrunde — der Himmel soll mich bewahren Schlimmes von einem Menschen, oder gar von einem Collegen zu denken, geschweige denn ihm irgend Etwas zu Leid zu thun! — möchte ich gar zu gerne Näheres über Fräulein Laforest und ihre Mutter erfahren, wir wohnen ja in einem Hause, leben in den freundschaftlichsten Verhältnissen zusammen und die kleine Gülla ist so lieb — so gut! Sie haben sie schon als Kind gekannt, wie ich heute von ihr selbst gehört, damals führte sie noch ihren eigenen Familiennamen und keinen angenommenen, wie es eben bei der Bühne Brauch ist. Bitte, lieber Wilden, erzählen Sie mir von meiner lieben kleinen Gülla — Müller oder Fischer, oder wie sie sonst heißen mag.“

So sprach Frau Biedermann mit ihrer naivsten, unschuldigsten Stimme und der gewiegte Schauspieler wußte nun ganz genau, woran er war. Mit Freuden ging er auf das Thema, das nur zu sichtliche Verlangen seiner wackern zuvorkommenden Collegin ein, und in seiner kecken Weise rief er lachend:

„Ah! die Scandal-Chronik der Familie Stumpf soll ich Ihnen als Dessert auftischen?! Nicht mehr als recht und billig, und da es für mich ein wahres Gaudium ist, die Tanzprinzessin und ihre Alte im Verein mit einer so wackern Dame wie Sie in etwas in die Mache zu nehmen, so wollen wir sofort beginnen und Sie sollen Alles erfahren, was ich von der alten Stumpf und ihrem netten Sprößling weiß. Es ist zwar nicht viel, aber genug um — wenn es in's Publikum dringen sollte — die stolze Tänzerin Laforest für das hiesige Theater und seinen Dinkelsbühl unmöglich zu machen.“

Die Augen der Biedermännin funkelten; gewaltsam mußte sie sich zusammennehmen, um nicht schon jetzt aus ihrer Rolle zu fallen.

„Also — Stumpf heißt sie, Lina Stumpf, netter Name!“ konnte sie sich nicht enthalten zu rufen, dann fuhr sie in früherer Weise fort:

„Nur mein Interesse für die Kleine ließ mich die Bitte aussprechen, denken Sie ja nichts Anderes, lieber Wilden. Ich kann verschwiegen sein wie das

Grab — wenn ich will. O, was hat man der Biedermann nicht schon Alles anvertraut?!" —

Der alte Komödiant schlug eine freche Lache auf und blickte seine für ihre Verschwiegenheit so wacker demonstrirende Collegin mit einem Ausdruck der kleinen Augen an, daß die starke Frau ordentlich verwirrt innehielt.

„Recht hübsch gespielt! vortrefflich — allen Respect!" rief er dann höhnisch. „Doch laßt die Maske nur fallen, Prinzessin, bei mir ist sie nicht von Nöthen. Was die Stumpf betrifft, so sympathisiren wir, und ich habe die Alte just so lieb wie Sie die Junge. Deshalb sollen Sie meine Geschichte erfahren, doch unter einer Bedingung!" —

„Welche?" hauchte lauernd die Schauspielerin.

„Daß sie ordentlich verwerthet und unter die Leute gebracht wird."

„Wo denkt Ihr hin —!" wollte Frau Biedermann entrüstet sagen, doch wurde nur ein schwaches protestirendes Gemurmel hörbar, das noch dazu in einem lauten Lachen Wildens unterging. Dafür blickte

sie erwartungsvoll ihren Collegen an, der ein Glas Wein auf einen Zug hinunterstürzte und nun frisch mit lustigem Grinsen seines verwitterten Angesichts zu erzählen begann:

„Die alte Stumpf war ihrer Zeit eine ganz miserable Schauspielerin und natürlich! — nie verheirathet. Wo und aus welcher Ursache die Lina in die Welt gesetzt wurde, mag sie allein oder nur noch der Satan wissen — doch thut dies Nichts zur Sache. Genug, ich lernte sie kennen. Beide, vor etwa — fünfzehn Jahren in B., damals war die Lina ein kleiner Balg von acht oder neun Jahren —"

„Demnach wäre sie jetzt vier — bis fünfundzwanzig Jahre alt," warf Frau Biedermann ein, „während sie neunzehn alt zu sein vorgiebt. Oh, das ist doch zu stark!"

„Ganz richtig gerechnet! fünfzehn und neun macht — sechsundzwanzig! haha! — Die alte Stumpf war eine schreckliche Schauspielerin, sie wurde weit öfter ausgepfiffen und verhöhnt als applaudirt. Endlich ging es nicht mehr, der Director setzte sie an die Luft,

und sie wäre verhungert, wenn ihr nicht plötzlich, eben durch ihre Line, die damals schon recht hübsch war, Hülfe geworden."

Ungläubig, entrüstet, doch mit einer wahrhaft satanischen Schadenfreude im Blick, schlug Frau Biedermann die Hände zusammen. Wilden lachte.

„Nur Geduld," rief er frech, „Eines nach dem Andern! Eine Balletmeisterin kam nach B. mit einem Kinderballet, der gefiel die kleine Line und die alte Stumpf verkaufte ihr das Kind mit Haut und Haar."

„Nicht möglich?! — Oh Du grundgütiger Gott!" schrie die Schauspielerin diesmal mit wirklicher Entrüstung auf, wohl an ihre eigenen Sprößlinge denkend, die drinnen im Nebenzimmer schliefen.

„Nun wurde die Kleine von der Balleteuse und ihrem Manne, einem wahren Henker, für den Tanz zurechtgestutzt. Die Gelenke wurden ihr nach allen Regeln der Kunst gereckt und geknickt und dabei erhielt sie mehr Schläge als Kost. Es war ein lustiges, wenn auch polizeiwidriges Drillen der armen Kinder, ich habe es einmal mit angesehen und da — da

dauerte mich der arme kleine Balg. Das Kind schluchzte herzbrechend und mußte dabei tanzen, springen, die Beine heben und war es nicht hoch genug, so halfen die Balletmeisterin und ihr sauberer Herr Gemahl gehörig nach, die Eine durch ihre Handwerksgriffe, der Andere durch Prügel. Und die alte Stumpf saß dabei und freute sich ihrer Line, daß sie so fleißig „studire" und solche Fortschritte in der „Kunst" mache. Doch es ging und wie Figura zeigt ist die Line auch eine große Künstlerin geworden. Haha, Künstlerin?! als ob solche verfluchte Beinverrenkung und Verschlingung eine Kunst sei?!"

„Entsetzlich! das hat die Laforest durchgemacht und überstanden?" rief Frau Biedermann.

„Bah! Noch ganz Anderes hat die schöne Bestie überdauert, wie Ihr bald erfahren werdet. Und dabei ist sie eine ganz passable, wenn auch gedrillte Person geworden. — Das habe ich mit der alten Stumpf und ihrem Töchterchen erlebt, was weiter mit der sauberen Sippschaft vorgegangen — und das ist die Hauptsache! — weiß ich nur vom Hörensagen, doch

ist es dafür nicht weniger wahr, es stand sogar seiner Zeit gedruckt in den Zeitungen zu lesen!"

„Ach, erzählt, lieber Wilden, Ihr macht mich gar zu neugierig. Ich will — muß Alles wissen und kann schweigen — wenn ich will. — Doch dies ist ja hier nicht einmal nothwendig, wie Ihr selbst gesagt."

„Nein, beim Satan, wackere Frau Biedermann! Hängt es an die größte Glocke von H., je höher, je lauter sie es auf den Theaterpöbel herabläutet, je besser. Die alte Seelenverkäuferin hat schon eine Strafe verdient und ihr Töchterchen kann Gott sei Dank etwas Scandal vertragen! Haha!"

Noch einmal leerte Wilden sein Glas, das ihm Frau Biedermann vollgeschenkt, dann sprach er weiter:

„Das Kinderballet setzte seine Reisen fort und mit ihm und der Line verließ auch die alte Stumpf B. Die mußte irgend eine stille Anstellung bei der Balleteuse gefunden haben. Genug, die Mutter durfte bei ihrem hübschen Töchterchen bleiben, das sie gewiß noch ein zweites Mal zu verschachern gedachte,

Bayerische Staatsbibliothek München

hatte doch der erste Verkauf so gute Früchte getragen! — Vor etwa sechs oder sieben Jahren tanzte das Kinderballet in Belgien und Frankreich. Aus den Kindern waren naturgemäß junge Mädchen geworden, die ebenso naturgemäß ihre Liebhaber fanden, wo sie sich nur zeigten und wenn sie nur wollten. In irgend einer Stadt, war es in Brüssel oder anderswo? ich weiß es nicht mehr genau — weilten sie längere Zeit, da suchte die Line sich einen jungen Advocaten aus, der bis über die Ohren in die kleine Spitzbübin verliebt gewesen sein muß. Doch dies paßte der Mama nicht in den Kram, sie hatte nun einmal am Verkaufen Gefallen gefunden und die reichen Alten waren ihr lieber als die Jungen, welche sich nur reich an Liebe erwiesen. So schloß sie denn auch einen gewiß recht vortheilhaften Handel mit einem alten Banquier ab. Die Line sträubte sich anfänglich ganz gewiß, doch ebenso gewiß nahm sie schließlich das Gebotene dankbar an, dabei wohl denkend, daß sie zugleich behalten könne, was sie nun einmal hatte: ihren jungen schmucken Anbeter. Dieser aber dachte

ganz anders. Eines schönen Tages drang er fast gewaltsam in die Wohnung seines reichen Rivalen ein und da er seine Dame dort fand und zwar in solcher Situation, daß dem armen Teufel kein Zweifel über sein Schicksal bleiben konnte, so gab er dem Räuber seiner süßen Freuden ohne langes Besinnen einige Zoll kaltes Eisen zu kosten, an welchem unzeitigen Genusse denn auch der arme reiche Mann nach einigen Stunden die böse Welt verließ, um in Abrahams Schooß zurückzukehren."

Jetzt ließ die Biedermännin einen Schrei hören, der für einen Jubel- und Triumphgesang hätte gelten können.

„Mord und Todtschlag wegen dieser leichtfertigen Person?! Weiter, weiter, goldener Wilden!" rief sie in athemloser Spannung.

„Die Geschichte kam vor die Assisen und die beiden Stumpfs mit ihr. Der allzuhitzige, junge Advocat wurde eingesperrt und das saubere Kinderballet aus der Stadt verwiesen. Die Sache machte damals einiges Aufsehen, die Zeitungen sprachen davon,

doch jetzt scheint sie vergessen zu sein, wie der Name Stumpf, der eine so interessante Rolle dabei spielte. Mutter und Tochter legten ihn ab. Als Stumpf war die alte Gans mit ihrem Satan von Töchterchen über den Rhein geflogen, als Laforest flogen sie wieder heim. Das ist die ganze Geschichte."

Frau Biedermann war aufgesprungen und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Diese Entdeckung war zu gewaltig — es war wirklich zu viel auf einmal! Die Laforest war dieselbe Person, wegen der damals — jetzt erinnerte sie sich von der Scandalgeschichte in verschiedenen Theaterblättern gelesen zu haben! — der reiche französische Banquier erstochen worden war?! Wenn man diese Enthüllung in der Stadt erfahren — am Tage des ersten Auftretens der verhaßten Tänzerin erfahren würde?! Welch ein Aufsehen, welcher Scandal! Dieser Augenblick dünkte der wackern Frau als der schönste ihres sonst sehr ereignißreichen Lebens. Ohne ihren Gefühlen ferner einen Zwang anzulegen, sagte sie mit ihrer natürlichen schroffen und scharfen

Stimme zu Wilden, der in einem fort der Flasche zusprach:

„Morgen am Tage muß es bekannt werden."

„Wir lassen es in die Zeitung setzen."

„Die Laforest — die Stumpf darf nicht einen Augenblick länger an unserer Bühne bleiben. Ich für meinen Theil werde nie — nie mehr mit dieser frechen Person, dieser — Mörderin auftreten."

„Recht so! will der Dinkelsbühl nicht daran, dann nehmen Sie Ihre Entlassung. Haha!"

„Ich werde das ganze Personal wider sie aufhetzen; entweder sie, oder wir Alle, das ist die Parole."

„Herr Stiefel ausgenommen, schöne Frau, denn der gehört der Laforest als wäre er für sie gemacht."

„Unser Tenor, Herr Stifèle? — Unmöglich! Der erklärte Anbeter der verbrecherischen Tänzerin ist Herr van der Meulen."

„Der öffentliche ja, aber der geheime heißt Stiefel. O, die Laforest hat seit ihrem französischen Abenteuer Gefallen an doppelten Intriguen gefunden,

wie es damals ein alter Banquier und ein junger Advocat waren, so sind es heute abermals ihrer Zwei, doch diesmal beide jung, wenn auch gewiß nicht gleich reich."

Frau Biedermann war bei diesen Worten wie am Boden gebannt stehen geblieben. Als Wilden seine Rede lachend zu Ende gebracht, stürzte sie wie eine Furie auf ihn los, faßte ihn mit beiden Händen derb an der Schulter und mit wilder zügelloser Erregtheit schrie sie ihm zu:

„Was habt Ihr da gesagt, was wißt Ihr von einem Verhältniß der Laforest mit dem Tenor? Heraus mit der Sprache, ich will Alles wissen, will Beweise haben, soll ich Euch nicht für einen schmählichen Verläumder halten. O Du mein Gott!" schrie sie, plötzlich ihr Opfer loslassend und in ein Zittern verfallend, dem bald Thränen folgen mußten. „Das wäre in der That zu viel — zu schön! Die Laforest und der Stifèle — hinter dem Rücken des van der Meulen?! Einen solchen Scandal hätte H. — die Welt noch nicht erlebt! — Wilden, Wilden, belügt

mich nicht. Eine halbe Monatsgage gäbe ich darum, wenn die Geschichte wahr wäre und publik gemacht werden könnte."

„Topp, es gilt!" schrie jetzt plötzlich der alte Komödiant. Die halbe Monatsgage hatte ihn wie ein electrischer Strom berührt und von seinem Sitz emporgeschnellt, an dessen Lehne er sich anfänglich doch mit einer Hand halten mußte, denn er hatte des süßen berauschenden Weines der wackern Schauspielerin doch etwas zu viel genossen. Die freie Hand hielt er hin und schrie nochmals mit mephistophelischem Ton: „Topp, es gilt! Ich nehme die halbe Monatsgage an und liefere Euch die Laforest sammt ihrem Stiefel, gebunden an Händen und Füßen — und vor Zeugen."

„Es gilt!" rief nach kurzer Pause Frau Biedermann mit einem lauten heisern Freudenschrei, in die Rechte ihres würdigen Collegen einschlagend. „Wann könnt Ihr es möglich machen?"

„In ein paar Tagen, längstens! Ich avertire Sie bei Zeiten und theile Ihnen zugleich das Nähere

mit. Zeugen können Sie mitschleppen, so viel Sie nur wollen — es werden ihrer überhaupt genug zugegen sein. Haha! — Das soll eine lustige Geschichte werden, ich freue mich jetzt schon darauf, fast noch mehr als auf die halbe Monatsgage. Wie viel beträgt sie?“

„Ist es geschehen, dann wollen wir weiter darüber reden, ich halte den Pact,“ entgegnete Frau Biedermann ausweichend und mit einem Anflug von theatralischem Pathos.

„Brauche keine Versicherung, schöne Frau,“ höhnte Wilden recht unverschämt, „denn solltet Ihr Euer Wort nicht halten, so dürftet Ihr Franz Wilden von der unangenehmen Seite kennen lernen. Doch heute mag's genug sein, der Omnibus erwartet mich, deshalb — gute Nacht und Dank für alles Liebe und Gute, was ich durch Euch genossen.“

„Gute Nacht! Doch versprecht mir vorher noch über unsere Unterhaltung zu schweigen, sowie auch keiner Seele weiter von der Vergangenheit der Laforest zu erzählen. Wir wollen mit der Ver-

öffentlichung der Scandalgeschichte warten — bis die leichtsinnige Dirne vor Zeugen entlarvt ist, dann soll Schlag auf Schlag folgen, bis sie zermalmt zu unsern Füßen liegt."

„Es gilt — Alles mit Rücksicht auf die halbe Monatsgage. — Gute Nacht." —

Damit trennte sich das würdige Paar.

„Schlechter Komödiant!" murmelte Frau Biedermann dem Abgehenden verächtlich nach, sobald die Thüre hinter ihm in's Schloß gefallen.

„Alte Komödiantin!" klang es als letzter Gruß auf der Treppe, welche Wilden hinabstolperte, um sobald als möglich in den Omnibus und zur Ruhe zu gelangen. Er hatte wirklich des Guten zu viel genossen. Und was stand ihm noch Alles bevor? Frau Biedermann sollte an ihn und an den heutigen Abend denken, das gelobte er sich mit höhnischer Schadenfreude auf seinem Wege.

Sechstes Capitel.

In der Nacht.

Bevor wir von diesem ereignißreichen Tage scheiden, müssen wir noch einmal in der Wohnung Eders und in der Rose Einkehr halten und dort uns umsehen, Ereignisse kennen lernen, die von Wichtigkeit für den Verlauf unserer Erzählung sind.

Nur mit vieler Mühe war es Frau Eder gelungen ihre geängstigte Tochter über den peinlichen Vorfall auf der Treppe zu beruhigen. Das Mädchen war ganz außer sich und doch mußte sie rasch ihre volle Fassung wiedererlangen, denn die Probe war bald zu Ende und der Vater, der gewiß in gedrückter Stimmung heimkehren würde, durfte von dem Ge-

schehenen vorerst Nichts erfahren; hierüber waren beide Frauen einig, wenn es ihm auch nicht verschwiegen bleiben durfte. Morgen, übermorgen in einem ruhigen Augenblick wollte man ihm den Vorfall mittheilen, jetzt galt es dem Heimkehrenden frohe Gesichter zu zeigen. Die Liebe zum Vater siegte über die tiefe Erregtheit Hanna's und als Herr Eder endlich nach beendigter Probe in seiner Wohnung anlangte, vermochten Frau und Tochter ihn mit scheinbar gewohnter Heiterkeit zu empfangen.

Es war ein harter Abend für den wackern Künstler gewesen, doch alles Mißbehagen über seinen Rückschritt, sein nunmehriges Wirken in zweiter Linie hatte er, so viel als es in diesem schweren Augenblick nur möglich gewesen, glücklich überwunden. Der Gedanke an das Kunstwerk selbst, von dem er auch in seiner bescheidenen Stellung einen Theil bilde, dessen gewissenhafte Wiedergabe dem Ganzen nütze, hatte ihm über das Widerwärtige seiner augenblicklichen Lage hinweggeholfen, wenn es auch seiner vollen Seelenkraft bedurfte, um den einmal gefaßten Vorsatz zur Taht

werden zu lassen. Doch war es geschehen, gelungen, das Schwerste überstanden, denn die Vorstellung selbst dünkte ihm lange nicht so peinigend, als es die Probe gewesen. So erschien er seiner guten besorgten Frau und Tochter viel ruhiger und gefaßter als Beide erwartet. Nur Eines hatte Eder während des Abends auf der Bühne geängstigt und ernstlicher aufgeregt als die Unterordnung seines künstlerischen Selbstgefühls. Durch all die widerstrebenden Gedanken war die Zukunft, seine eigene, wie die seiner Familie, ihm plötzlich wie ein drohendes Gespenst erschienen, das ihn hohläugig, Jammer und Noth im Blick anstierte. Wenn er einstens — vielleicht bald auch nicht mehr im Stande sein würde, eine zweite Stelle auszufüllen, wenn es ihm unmöglich würde bei der Bühne seinen Unterhalt zu gewinnen — was dann?! Das war der entsetzliche Gedanke, der ihn mehr und mehr beherrschte, ihm endlich alles Andere als eine nichtssagende Widerwärtigkeit erscheinen ließ.

Bei Tische war Eder ruhig, sogar heiter, doch sobald das Nachtessen vorbei, verlangte es ihn allein zu

sein und mit freundlichen Worten trieb er Frau und Tochter an, zu Bette zu gehen; er selbst habe noch einige Regiearbeiten zu besorgen, die bis morgen fertig sein müßten. So gab er vor und willig folgten Frau Eder und Hanna der Aufforderung des Vaters. Mit einem Kuß wünschten sie ihm gute Nacht und verließen das Zimmer

Eder war allein. —

Den Kopf mit den ergrauenden Locken in die Hand gestützt, sitzt er sinnend, unbeweglich vor seinem Schreibtisch. Seine Gedanken ziehen ihn bald von der Gegenwart ab und führen ihn weit — weit zurück in die Vergangenheit. Er sieht sich als junger Mann, wie er begeistert, voll der schönsten blendendsten Hoffnungen die Laufbahn des Sängers betritt. Mit einer hübschen Stimme begabt, giebt er, ach! nur zu gerne dem Drängen seiner Freunde nach, verläßt die bisherige Carriere, welche ihm im Alter wohl ein sicheres Brod verschafft, und wirft sich mit dem Enthusiasmus seiner zwanzig Jahre der Bühnenmuse in die Arme, deren falscher Flitterstaat ihn blendet,

deren süße Lockungen ihm ein glänzendes Loos verheißen; die ihm anfänglich auch das Gold mit vollen Händen in den Schooß wirft, um jetzt im Alter — ihrem Opfer hohnlachend den Rücken zu kehren, Steine statt Brod zu reichen! Denn er kann ihr nicht mehr dienen, nicht mehr singen, und wiederum steht der Sinnende vor dem entsetzlichen: — „Was nun?“ —

Einmal geweckt, tauchen in sonniger Frische die bunten Bilder seines bewegten Jugendlebens vor ihm auf, wie er mit gleichgesinnten lustigen Freunden gearbeitet und sich gefreut, gedarbt und gehofft. Heitere Scenen, das kecke, geniale Treiben der angehenden Kunstjünger führt die Erinnerung ihm vor die Seele. Immer lebendiger gestalten sich die Bilder, die Erlebnisse, immer farbenprächtiger werden sie von einer geschäftigen, dem armen Sänger treu gebliebenen Phantasie ausgestattet und seine Züge nehmen nach und nach den alten lebensfrohen Ausdruck wieder an, wie zugleich eine Ruhe in sein Inneres einkehrt, die bald zu einer Sicherheit wird, welche dem gebrochenen Manne eine neue frische Lebenskraft zu verleihen scheint.

Eine plötzliche Bewegung erfolgt; der Sinnende hebt das Haupt und blickt mit glänzenden Augen aufwärts, wie in eine leuchtende Ferne, dann ruft er mit rascher Handbewegung und einem Ton, der ebenso hoffnungsfroh als siegesgewiß klingt:

„Heureka! — gefunden! Die Vergangenheit soll mir die Zukunft sichern helfen. Was ich erlebt, getrieben, darf wohl Andern vorgeführt werden: ich will es niederschreiben; es wird unterhalten, belehren und gewiß seine Freunde finden. Ich fühle, daß ich's zu Ende bringen — ja noch Anderes, Besseres schaffen kann. Mein guter Genius gab mir in meiner Noth mitleidig den Gedanken ein, er soll zur That werden — sofort in's Leben treten.“

Damit nimmt er aus einem der Gefache des Schreibtisches eine Lage Papier und beginnt zu schreiben, emsig, ohne Unterlaß.

Stunde um Stunde vergeht und immerfort fliegt die Feder über das weiße Papier, lichte Bilder der Vergangenheit des armen, doch jetzt in der Erinnerung, im Drange des Schaffens so glücklichen Sängers,

in Form von kleinen schwarzen Charakteren darauf zurücklassend. Schon sind mehrere Bogen vollgeschrieben, da scheint es, als ob Hand und Feder lässig werden; der Schreiber denkt wohl nach, denn unbeweglich sitzt die Gestalt da, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Doch nein! es ist kein Sinnen, die Natur hat ihre Rechte von dem armen müden Manne gefordert: er schläft und — träumt!

Die Phantasie führt ihn mitleidig in das schöne bunte Reich der Träume und zeigt ihm nun in einem sonnigen farbenreichen Bilde verkörpert, wonach der Arme sich ein ganzes Leben lang im Stillen gesehnt: eine sorgenfreie Häuslichkeit in paradiesisch-ruhiger Umgebung.

Am Fuße grün bewaldeter Berge, vor denen sich eine weite lachende Ebene ausbreitet, liegt ein Haus inmitten eines hübschen Gartens, den kleine Wasserkünste beleben, Statuen, Blumen zieren, während zahlreiche Bäume ihre köstlichen Früchte im Glanze einer goldenen Sonne reifen lassen. Auf einer geräumigen Terrasse vor dem Mittelzimmer des hübschen Land-

hauses sitzt Eder, die Seinen ihm zur Seite und trunkenen Auges schaut er in die weite duftige Ferne, dann auf das kleine Eden rings um ihn her. Seine gute Frau an seine Brust drückend, seiner Hanna die Hand reichend, sagt sein Blick ihnen: dies Alles, Haus und Garten, das sich vor uns ausbreitet, zum stillen schönen Genießen einladet, es ist mein, ich hab's erworben, erarbeitet — für Euch, meine Lieben! —

Da plötzlich macht der Schlafende eine Bewegung. Er erwacht.

„Nur ein Traum!" seufzt er bange und enttäuscht. Nach kurzer Weile aber hebt sich seine Gestalt und das leuchtende Auge emporgerichtet, die Hand fest auf die beschriebenen Blätter gelegt, fügt er hinzu: „Doch kann es Wahrheit werden! noch bleibt mir Zeit dazu, der Wille und die nöthige Kraft."

Dann birgt Eder das Geschriebene sorgfältig in eine Schublade seines Pults und schickt sich an, die ihm so nöthige Nachtruhe zu suchen.

Bald verdunkelt sich auch das letzte bisher erhellte Fenster hoch oben in der Fronte des Theaters und

das große Gebäude hüllen tiefe nächtliche Schatten ein, wie alle Häuser rings umher.

Auch die goldene Rose liegt wie ausgestorben da, kein Fenster ist erhellt und ihre wenigen Bewohner schlafen wohl schon längst. Doch wer in diesem Augenblick von dem kleinen Hofe aus einen Blick auf das Haus werfen würde, müßte anderer Meinung werden, denn außer den matterhellten Fenstern der Parterre-Zimmer, wo der Kranke ruht, ist auch noch in der darüber liegenden Etage heller Lichtschein zu sehen. Es ist das Schlafzimmer des alten Herrn van der Meulen, der noch immer nicht zur Ruhe gegangen, trotzdem Mitternacht vorüber ist. Er scheint indessen nicht der Einzige zu sein, der in diesem Augenblick in dem großen öden Hause wacht und hantirt. Auch in dem Zimmer der Frau Gertraud flammt ein schwacher Lichtschein auf, eine Thür wird langsam — leise geöffnet und eine Gestalt im Nachtgewande huscht vorsichtig hinaus auf den schwarzdunklen Flur.

Die arme Frau van der Meulen kann weder Schlaf noch Ruhe finden, nur ein Gedanke erfüllt, beschäftigt

sie und brennt wie Feuer in ihrem Hirn. Den Sohn hat sie wiedergefunden, der sich so schwer an ihr versündigt und durch sie hinausgestoßen wurde in das Elend; der gewiß viel gelitten, gebüßt und nun heimgekehrt, arm, in Lumpen; den sie vor wenigen Stunden gesehen auf seinem Schmerzenslager, blutend — wohl dem Tode nahe! Was sie seit jener Stunde, wo das Bewußtsein ihr wiedergekehrt, erduldet, vermag die Aermste nicht zu sagen. Entsetzliche Zweifel folterten ihr Herz mit kaum zu ertragendem Weh. Wenn sie in blinder Liebe für ihren jüngsten Sohn dem Aeltesten Unrecht gethan, ihn dadurch gereizt bis zum Selbstvergessen, daß er die Hand gegen die Mutter heben konnte?! Wenn dem so wäre, so gäbe es für sie keinen ruhigen Augenblick mehr, der Rest ihres Lebens würde eine immerwährende entsetzliche Qual sein. Das fühlte sie. Und fand sie sich nicht bereits in furchtbarster Weise gestraft in dem Ungerathenen, für den sie Alles — viel mehr gethan als sie hätte thun dürfen? Der Auftritt von heute früh zwischen Edmund und dem Vater hatte ihr nur

zu klar gezeigt, was sie mit ihrer allzugroßen Liebe für ihr Lieblingskind erreicht. Diese Gedanken waren zu entsetzlich, nicht mehr zu ertragen und Stunden lang rang die arme Mutter auf ihrem Lager mit ihnen. Weinend die Hände ringend, versuchte sie die furchtbaren Anklagen zu entkräften, mit ihnen um die Ruhe ihres Lebens zu kämpfen. Doch vergebens! Immer mächtiger stürmten sie auf sie ein, immer klarer wurde ihr, daß sie die eigentliche Ursache all' des Wehs sei, welches sie erduldet, wie auf Andere gehäuft. Es trieb sie endlich empor, die Decken warf sie weg und trotz ihrer Schwäche verließ sie das Bette. Hinunter wollte sie — zu ihm, in einem Kuß von ihrem Kinde Verzeihung erflehen und ihm zugleich eine Liebe geloben, die Alles — Alles wieder gut machen, Erduldetes überreich vergelten sollte.

Rasch, fast mit fieberhafter Hast hatte Frau Gertraud Licht gemacht, dann ein Nachtgewand übergeworfen und nun öffnete sie leise die Thüre und horchte hinaus. Nichts regte sich in dem Hause. Da trat sie denn beherzt in den Flur und schritt auf wohl-

bekanntem Wege den Corridor entlang und der Treppe zu.

Der Kranke schlief und nach der Aufregung des vorigen Abends auffallend ruhig. Vor dem Lager saß die alte Babette, die feuchten Augen voll stiller Freude auf das bleiche Gesicht gerichtet, das sie zuerst erkannt. Ach, sie hatte den kleinen Jan schon als Kind auf den Armen gewiegt, ihn geliebt als ob er ihr eigenes Kind, sie die Mutter gewesen! Dann hatte man ihn fortgetrieben aus dem Hause — doch nun war er wiedergekehrt, gewiß um nie mehr die Rose und die alte Babette zu verlassen! Kein Schlaf kam in die guten treuen Augen; sie hätten wachen können in einem fort, bis der Kranke wieder vollständig gesund gewesen.

Da horchte Babette plötzlich auf. Sie glaubte ein leichtes Geräusch draußen auf dem Gange vernommen zu haben — nun auch an der Thüre. Mit einem Seitenblick streifte sie diese, welche sich nun langsam öffnete. Ein freudiges doch auch etwas verschmitztes Lächeln tauchte für einen Augenblick auf dem

faltigen Gesicht der Alten auf, welche rasch die Augen schloß und zugleich mit einer zuckenden Bewegung den Kopf schwer auf die Brust niedersinken ließ. Sie schlief, oder vielmehr schien für die nun auf den Zehen eintretende Frau van der Meulen zu schlafen.

Diese blieb anfänglich erschrocken an der Thüre stehen. An Babette, und daß diese bei dem Kranken wache, hatte sie wohl nicht gedacht. Doch bald überzeugte sie das Nicken der Alten, das laute regelmäßige Athemholen, daß Babette schlafe und Frau Gertraud Nichts von ihr zu befürchten habe. Nun näherte die Mutter sich langsam, die Hand auf dem mächtig klopfenden Herzen, dem Bette, wo ihr Sohn diesmal in scheinbar ruhigem Schlummer lag.

Einen Augenblick betrachtete sie das bleiche Antlitz des Verwundeten und ein Strahl inniger, heiliger Freude verklärte die Züge der Mutter, dann wollte sie sich zu ihm niederbeugen, doch die Lage des Kopfes war derart, daß sie, ohne ihn emporzuheben, ihren Vorsatz unmöglich hätte ausführen können. Wie ergeben in ihr Schicksal sank die alte Frau jetzt vor

dem Bette nieder und in die Kniee. Nun vermochte ihr Mund den freien Theil der bleichen verwundeten Stirne zu berühren und einen langen innigen Kuß hauchte sie darauf, während einzelne Thränen langsam ihren Augen entrieselten.

Der Schlafende machte eine Bewegung. Er mußte geträumt, die Berührung wohl auch empfunden haben, denn er fuhr im Schlafe mit der Hand nach der vor ihm Knieenden. Leicht erfaßte Frau van der Meulen die Hand ihres armen Kindes und überwältigt von dem Augenblick, die Anwesenheit der alten Babette nicht mehr beachtend, drückte sie einen langen Kuß auf dieselbe und benetzte sie mit ihren heißen Thränen, wohl im Stillen das Gelübde erfüllend, welches sie oben auf ihrem Schmerzenslager gethan.

Da flüsterte der Schlafende, als ob er im Traume erlebe, was in Wirklichkeit um ihn vorginge: „Mutter! Mutter, Verzeihung!“ —

Nun hielt es Frau van der Meulen nicht mehr. Im ersten Augenblick beugte sie sich weit zurück, um

den Schlafenden nicht zu wecken. Dann aber erhob sie sich, umfaßte die Schultern ihres Sohnes und küßte ihn schluchzend und ohne Rückhalt. Doch schon im folgenden Augenblick ließ sie ab von ihm und eilte der Thür zu. Noch ein letzter Blick auf das wiedergefundene, ihr neugeschenkte Kind, dann verschwand sie.

Der Kranke war erwacht.

„Babette — Babette,“ rief er, immer noch mit irrem Blick um sich schauend und wie im Fieber. „Die Mutter — die Mutter! wo ist sie? — Oder träumte ich nur von ihr?“

„Beruhige Dich — Jan,“ antwortete Babette, welche Mühe gehabt, ihre Aufregung während dieser ergreifenden Scene zu bemeistern. „Schlafe, mein Kind, und morgen wirst Du die Mutter sehen.“

Dann begann sie mit leiser zitternder Stimme ein Wiegenliedchen zu singen, als ob sie ein kleines Kind in den Schlaf bringen wollte. — Es war wohl dasselbe Lied, welches sie ihrem kleinen lieben Jan vor vielen — vielen Jahren gesungen!

„Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist Du,
Schließe die kleinen Guckäugelein zu.
Alles ist ruhig und still wie ein Grab,
Schlafe, ich wehre die Sorgen Dir ab!"

Der Kranke ließ ein leises, doch freudig klingendes Ah! hören, das langgedehnt, zitternd verklang, dann sank der Kopf zur Seite in die Kissen zurück und bald war er wieder eingeschlafen.

Babette sang weiter, bis die Strophen zu Ende waren. Dann beugte sie sich lauschend über den Kranken, und als sie sich überzeugt, daß er ruhig schlummere, flüsterte sie unter Thränen, mit gefalteten Händen und einem dankenden Blick nach oben:

„Nun wird Alles wieder gut! Die Schuld ist gesühnt — verziehen!"

Frau van der Meulen hatte, wenn auch noch immer erregt, doch wunderbar gekräftigt, den Rückweg nach ihrem Schlafgemach angetreten. Oben, auf dem Corridor, mußte sie an dem Zimmer ihres Gatten vorüber. Plötzlich blieb sie stehen und horchte.

Ihr Mann war noch immer wach, denn in seinem Zimmer hörte sie Geräusch, während ein heller, scharfer

Lichtstrahl durch eine Spalte der alten, wohl schlecht schließenden Thür drang. Sie stutzte. Neugierde wie Besorgniß um ihren Gatten bemächtigten sich ihrer; nach einer Weile Sinnens schritt sie rasch weiter. In ihrem Zimmer angelangt, entnahm sie der Schublade eines Möbels einen Schlüssel, dann trat sie wieder leise hinaus auf den Gang und schloß so unhörbar als möglich eines der Zimmer auf. Es war die Garderobenkammer, von der eine kleine Tapetenthür, die wohl nicht verschlossen war, in das Schlafgemach ihres Mannes führte. Auf alle Fälle konnte sie dort wohl erfahren, was derselbe so spät in der Nacht noch treibe.

Seit dem vergangenen Abend weilt Herr Klaas van der Meulen in seinem Schlafzimmer, wo er sich eingeschlossen. Vor ihm auf dem Tische, wo die helle Lampe brennt, liegen verschiedene Papiere, die er mit Zahlen beschrieben. Neben ihm steht die eiserne Geldkiste, deren Deckel zurückgeschlagen ist, während ihr Inhalt, Gold- und Silbermünzen in Rollen und Säckchen, sowie ein Kästchen mit blitzenden Juwelen

auf dem Tische bei den Papieren aufgestapelt liegen. Den ganzen Abend, einen Theil der Nacht, hat er gerechnet, Gold- und Silbergeld gezählt, dann in Rollen gebracht und wohlgeordnet liegt Alles, wohl eine sehr bedeutende Summe vor ihm da. Noch immer scheint er nicht zu Ende zu sein, doch arbeitet, rechnet er nicht mehr. Den Kopf mit der seidenen Mütze auf die Brust gesenkt, ruht er unbeweglich, doch wachend in seinem Lehnstuhl und sinnt.

Schwere Gedanken müssen es sein, die den alten Mann so lebhaft beschäftigen, die ihn jetzt, Mitternacht ist längst vorbei, noch nicht zur Ruhe kommen lassen. Tief ernst ist der Ausdruck seines Gesichts und die Lippen hält er fest auf einander gepreßt, als ob er gewaltsam zurückdränge, was in Worten sich Luft machen möchte.

Endlich, nach langer Pause erfolgt eine Bewegung. Herr van der Meulen hebt den Kopf, streckt die Hand aus und legt sie auf die aufgestapelten Geldrollen, wohl um sie zu fassen und wieder in der eisernen Kiste zu bergen. Doch jede weitere Bewegung

unterbleibt, dafür murmelte er jetzt allerlei Worte, die anfänglich unverständlich bleiben.

In diesem Augenblick öffnet sich leise in einer im Schatten liegenden Ecke des Zimmers eine kleine Tapetenthüre.

Der Sinnende bemerkt es nicht. Lauter spricht er nun, langsam, in abgerissen Sätzen:

„Es wird genügen! — sechzigtausend Thaler in Gold, das war die Summe. — Doch von den Pretiosen fehlen — viele! — Ich kann sie nicht mehr herbeischaffen. Dennoch muß ich ein Ende machen — es ist die höchste Zeit — und wenn es mich auch mein letztes baares Geld kosten sollte. — Es muß sein. — Fort mit dem Sündengelde! Ich will — will endlich wieder ruhig schlafen.“ —

Mit erregtem Tone hatte er die letzten Worte hervorgestoßen. Jetzt hielt er inne und ein schwerer banger Seufzer entrang sich seiner Brust, dann sprach er mit einer Stimme, die in Weh zu zittern schien.

„Als ob das noch möglich wäre?! — Die böse That, welche mich schon Jahre lang foltert — wird

durch meinen Willen allein nicht gesühnt! — Ich muß sie finden — die ich um ihr Eigenthum — gebracht — dann — erst dann —"

Plötzlich hielt der alte Mann in seinem seltsamen Selbstgespräch inne und streckte horchend den Kopf empor. Es war ihm als hätte er ein Geräusch — einen wehen Seufzer gehört. Dort — aus der Ecke des Zimmers klang er her.

Schon erhebt sich van der Meulen und mit blitzenden Augen schreitet er auf die Stelle zu. Eine Tapetenthür befindet sich dort, hastig reißt er sie auf und starrt in ein schwarzdunkles Gelaß. „Ich habe vergessen die Thüre zu schließen!" murmelte er, kehrt hastig zum Tisch zurück, nimmt die Lampe und betritt dann ohne Furcht, festen Schritten das Nebengemach.

Es ist ein Garderobenzimmer. Schränke stehen umher, Kleider aller Art hängen an den Wänden. Flüchtig leuchtet er in alle Ecken, dann nähert er sich der einzigen Thür des Zimmers, welche hinaus auf den Flur führt.

Doch diese ist verschlossen.

Einen Augenblick hält der Suchende inne, dann murmelt er mit verächtlichem Lächeln:

„Narr, der ich war! — Der Eingang ist verschlossen, Niemand kann hier gewesen sein. Meine schwarzen Gedanken haben mich irre geführt, Etwas hören lassen, was nicht existirte. — Genug für heute und zu Bett!"

Nun kehrt er in das Schlafzimmer zurück und beginnt die eiserne Kiste mit den Rollen und Säckchen zu füllen. Die Juwelen betrachtet er nochmals mit prüfendem Blick, bevor er das Kästchen schließt und ebenfalls in dem eisernen Behälter birgt. Dabei spricht er mit tiefem Tone, den es wie Ingrimm durchzittert:

„Herr, führe mich nicht in Versuchung! — Weg mit dem blendenden Tand! Ich will ihn sammt dem Gelde wieder versenken und vergraben — an derselben Stelle, wo ich ihn gefunden. Das wird das Beste sein. Dort mag er schlummern in Ewigkeit. — Ich wäre ihn los und werde dann wohl auch der

bösen Gedanken ledig werden, die mir das Leben zur Hölle machen. — Weg mit dem verfluchten Mammon, der mich zum reichen und — unglücklichen Menschen gemacht."

Damit wirft er den schweren, eisernen Deckel zu, unbekümmert um das Geräusch, welches er dadurch verursacht und schließt die Kiste.

Wenige Augenblicke später erlischt das Licht in dem Zimmer. Der alte van der Meulen hatte sich endlich zu Bette gelegt.

Ob er im Schlafe die Ruhe findet, welche ihn am Tage flieht, nach der er sich so mächtig zu sehnen scheint?

Siebentes Capitel.

Herr Edmund van der Meulen.

Fräulein Gülla Laforest und ihr erklärter Anbeter hatten die neue Lebensweise, welche sie lachend entworfen, ebenso lustig durchzuführen begonnen, der Officier ohne die mindeste Rücksicht auf seinen Stand, seine Kameraden oder auf seine Eltern zu nehmen. Was der Vater ihm vorgeschlagen, oder vielmehr zu thun befohlen, hatte der junge leichtfertige Mann wohl schon vollständig vergessen — es zu befolgen, war ihm nicht einen Augenblick lang in den Sinn gekommen. Er hatte Geld, ein ziemliches Capital, und wenn er auch aus Erfahrung nur zu gut wußte, wie rasch die silber- und goldglänzenden runden

Stücke seinen Händen entrollten, so durfte er doch die ihm gewordene allerdings bedeutende Summe als für lange Zeit ausreichend halten. Aber was dann? — Bah! das hatte er sich noch nicht gefragt, noch nicht daran gedacht. Vor der Hand galt es den herrlichen Augenblick zu genießen, das that denn auch Herr Edmund van der Meulen mit vollen Zügen.

Zu seinen Eltern war er seit jenem verhängnißvollen Morgen nicht mehr zurückgekehrt. Der Vater fragte nicht nach ihm, doch runzelte er finster die Brauen, wenn er des wahrhaft ungerathenen Sohnes gedachte, oder die Mutter schüchtern und mit bangem Herzen die Rede auf ihn bringen wollte. Der alte Herr van der Meulen ließ es jedoch nie so weit kommen, er war überhaupt seit den erzählten Vorfällen ernster, in sich gekehrter denn je, und lange Stunden, sogar ganze Nachmittage verbrachte er rechnend und sinnend in seinem Zimmer. Was sein Sohn während dieser Zeit treibe, erfuhr er nicht, wollte es nicht erfahren — allein, dachte er wohl kaum an ihn.

In der Stadt machte Herr Edmund jedoch zur Zeit viel von sich reden. Fräulein Laforest hatte sich krank gemeldet, von einem gefälligen Arzt untersuchen lassen, der eine Affection des Kniegelenkes constatirte, größtmöglichste Schonung empfahl und hierüber das nöthige Attest ausstellte. Herr von Dinkelsbühl war außer sich gewesen, doch konnte er vor der Hand nichts machen, er mußte sich fügen und der Laforest die Gage zahlen. Doch wartete er dabei geduldig seine Stunde ab, die gewiß und recht bald schon kommen würde. Das Publikum, besonders das männliche war enttäuscht, unzufrieden, die schöne beliebte Tänzerin nicht mehr auf der Bühne zu sehen, einen öffentlichen Theaterscandal gab es indessen vor der Hand nicht. Wenn man Fräulein Laforest nun auch nicht mehr im Theater bewundern konnte, so war sie doch durchaus nicht unsichtbar geworden. Im Gegentheil! man sah sie öfter denn sonst in den Straßen, auf den Promenaden und in einem Aufzug, der Aufsehen, hier Interesse, dort Neid erregen, vor allen Dingen aber die bösen Zungen der guten Stadt H. — sie hatte

keinen Mangel daran! — in gewaltige Bewegung setzen mußte.

Herr van der Meulen hatte eine elegante Equipage auf den Monat gemiethet, neu herrichten lassen, Kutscher und Groom angenommen, in reiche Livreen gesteckt und dies Alles dem Fräulein zu beliebiger Verfügung gestellt. Gülla machte ausgiebigsten Gebrauch von dieser Großmuth ihres freigebigen Anbeters und versäumte nie bei ihren Ausfahrten, Morgens und Nachmittags an der Wohnung ihres gehänselten Herrn Directors vorbeizufahren, um demselben durch die Gardinen seiner Fenster einen ihrer süßesten unschuldigsten Grüße zuzusenden. Einen grimmen Triumph feierte sie dabei in ihrem Innern, wenn es ihr wirklich glückte, den Verhaßten mit einem Blick zu ertappen. Die ganze Stadt kannte die Angelegenheit; das kranke Knie der schönen Tänzerin war sogar in der Localpresse lang und breit besprochen worden, und wie Fräulein Gülla es gesagt, so war es geschehen. Kaum erblickte man sie in ihrer eleganten Equipage in bauschiger Seidenrobe schmachtend hingestreckt, so

deuteten die Gaffer verstohlen auf die zweifelhaft-vornehme Persönlichkeit und meinten bald lächelnd, bald mitleidig, doch meistens mit einem Anflug von Spott oder gar Hohn, daß Fräulein Laforest ihr armes krankes Knie spazieren fahre. Spaßvögel bedauerten sogar, daß der Arzt dem interessanten, kranken Theile kein wirkliches Luftbad verordnet habe.

Bald jedoch erhielten die bösen Zungen weit mehr Stoff zu angenehmer Verarbeitung. Hatte sich Fräulein Laforest vorerst nur allein oder im Verein mit der Frau Mama ihrem Publikum gezeigt, so erhielt sie bald eine ganz andere und wahrhaft auffallende Begleitung. Der junge Offizier, welcher sich anfänglich aus vollwichtiger Ursache gesträubt, die Equipage der Tänzerin wie verabredet, zu Pferd zu escortiren, hatte endlich dem Drängen der Geliebten nicht mehr widerstehen können und eines schönen Nachmittags sah man ihn in blendender Uniform neben dem Wagen der Laforest die mit Spaziergängern und Equipagen gefüllten Promenaden durchreiten. Das mußte allerdings gewaltiges Aufsehen erregen, denn wenn man

auch wußte, oder mindestens zu wissen glaubte, daß der junge Edmund van der Meulen der erklärte Anbeter der Laforest sei, daß ferner nur er die gewiß nicht geringen Ausgaben der verhältnißmäßig schlecht besoldeten Bühnenkünstlerin bestreite, so erhielten all diese Gerüchte, Muthmaßungen, durch das öffentliche Erscheinen des Officiers neben dem Wagen der Tänzerin eine Gewißheit, die nicht gut mehr zu bestreiten war und die schlimmsten Folgen haben mußte. Edmund hatte geglaubt, durch den Schritt andere seiner Kameraden zu einer gleichen öffentlichen Huldigung für die beliebte Tänzerin zu veranlassen; er regte dies in kecker Weise bei verschiedenen seiner Freunde an, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Von der einen Seite erfuhr er entschiedene Weigerung, sogar die Warnung, derartige öffentliche Promenaden, die ihn nur compromittiren könnten, zu unterlassen, während seine intimsten Bekannten ihm ausweichende Antworten, oder nur halbe Zusagen gaben. Hierdurch trotzig gemacht, beschloß er von dem einmal betretenen Wege nicht mehr abzuweichen; er setzte seine Ritte neben dem Wagen

der Laforest fort, ohne auch nur einen Nachahmer zu finden. Dafür aber sah er zu seinem Schrecken, wie ein großer Theil des Officiers=Corps sich auffallend von ihm zurückzog. Noch wenige Tage und eine Katastrophe mußte erfolgen. —

Im Officiers=Casino ist eine kleine, doch recht bunte Gesellschaft versammelt. Da sitzt Herr von Schaublau, ein ebenso reicher als übertrieben eleganter Cavallerie=Officier; er löffelt langsam ein halbvergessenes Getränk, hauptsächlich aus Milch bestehend und „Bavaroise" genannt, das er jedoch gerne wieder in die Mode bringen möchte. Morgens genießt er es als Dejeuner, später an Stelle des Frühschoppens, Mittags und Abends, blos um nicht genöthigt zu sein Wein oder Bier zu trinken, wodurch — wie seine Kameraden im Scherz sagen — sein zarter Teint eine ihm unangenehme erhöhte Farbe erhalten könnte. Während Herr von Schaublau fast überlaut spricht und das große Wort zu führen versucht, sitzt ihm gegenüber ein Officier, der das vollständige Gegentheil des militairischen Elegants zu sein scheint. Es

ist eine imponirende Männergestalt, gesetzten Alters mit regelmäßig schönen Gesichtszügen, ernster, würdiger Haltung und Sprache, dabei ohne den geringsten Anflug militairischer Pedanterie. Graf Adelfeld ist von altem Adel, reich begütert, doch trägt er dies in keiner Weise zur Schau. Sein Betragen ist gleich ruhig und gesetzt einem höheren Officier, wie seinem eleganten Kameraden gegenüber. Dem dicken Hauptmann von Roeden mit dem stark gerötheten Gesicht, der an demselben Tische sitzt und ein Seidel Pilsener nach dem andern hinunterfließen läßt, wie dem jungen, trotz bürgerlicher Abstammung äußerst keck auftretenden Lieutenant Kolper antwortet der hochgeborene Graf in gleich ruhiger und freundlicher Weise.

An dem großen, runden Mitteltische sitzen die vier Officiere, Kameraden erwartend, denn der Abend und die Stunde geselliger Zusammenkunft naht. Sie plaudern zum Theil sehr erregt und den Stoff ihres Gespräch liefern — Fräulein Gülnare Laforest und ihr öffentlicher Anbeter Edmund van der Meulen.

„Ein Teufelsjunge, der van der Meulen, und zu beneiden wegen seiner Keckheit und der schönen Laforest, die er sich erobert mit Haut und Haar!“ rief von Schaublau, seine Bavaroise mit dem Löffel in neuen Fluß setzend. „Hat uns Alle überflügelt und ist der alleinige Hahn im Korbe geworden. Ventrebleu! Soll's ihm Einer nachmachen! Hätte wohl Lust dazu —“

„Aber nicht die rechte Courage, haha!“ ergänzte der dicke rothe Hauptmann. „Braucht Euch deshalb nicht zu schämen, Schaublau,“ setzte er begütigend hinzu, „denn der Meulen geht zu weit. Er reitet nicht allein mit der fahrenden Schönen, er speist auch mit ihr, führt eine Wirthschaft mit der Tänzerin und ihrer Mama, ungescheut, und das ist nicht die rechte Courage, die ein Officier zu haben und zu zeigen braucht.“

„Seid ein alter Knabe, Hauptmann, dessen Herz längst vertrocknet oder im Pilsener untergegangen ist. Wir Jüngern denken und fühlen anders und würden gewiß das Möglichste riskiren, gälte es einen Bissen

wie die Laforest zu erschnappen! He! Adelfeld, Kolper, was meint Ihr dazu?"

„Bah! wenn ich früher gewollt, wer weiß, ob der Meulen im Stande gewesen, sich jetzt so schmählich zu compromittiren!" rief Lieutenant Kolper, den Dampf seiner Cigarre hoch in die Luft hinaus blasend.

„Allerdings hat das Herz seine Rechte, gegen die sich schwer ankämpfen läßt," sagte jetzt Graf Adelfeld mit einem Tone, der durch seine Ruhe gewaltig gegen die Redeweise der beiden jüngeren Officiere abstach. „Wer sich ihnen beugt, ist immer noch nicht zu schelten. Wer sie aber mit vollem Selbstbewußtsein anerkennt, dies nach reiflicher Ueberlegung thun darf, der hat gehandelt, wie ein Mann und kein Tadel kann ihn treffen."

„Oho!" rief Schaublau stutzend. „Sie wollen doch nicht damit sagen, daß Meulen recht gethan und nicht gegen Gesetz und Brauch unseres Standes verstoßen? Ventrebleu, Adelfeld, da müßte ich widersprechen."

„Er hat sich und uns compromittirt,“ rief eifrig und ebenso laut wie sein Kamerad, Lieutenant Kolper. „Die Folgen wird er zu tragen haben, sie sind unausbleiblich und werden wir dies gewiß schon recht bald erleben. Auf keinen Fall, Graf, würden Sie gehandelt haben wie er, oder — nach Ihren Worten.“

Das Auge Adelfelds blitzte einen Augenblick lang dem kecken jugendlichen Sprecher streng entgegen, dann aber sprach er so gelassen und bestimmt wie früher:

„Sie haben mich mißverstanden, meine Herren! und will ich Ihnen meine Ansichten über diesen Punkt bestimmter darlegen. Hat die Laforest es unserm Kameraden derart angethan, das er nicht mehr von ihr lassen kann, so mag er immerhin dem Zauber ihrer Reize folgen, nur muß er dabei sich klar werden über den eigentlichen wirklichen Werth der Geliebten und ihrer Neigung zu ihm. Fällt diese Prüfung zu ihren Ungunsten aus, so wird er als Mann von Ehre wissen, wie weit er zu gehen hat, wenn er

trotzdem nicht von ihr lassen will, noch kann. Findet er aber den Gegenstand seiner Liebe seiner und seiner tiefen Neigung würdig, dann — dann darf er dies laut vor der Welt bekennen und die Billigung des Verhältnisses durch das Gesetz fordern. Es ist dies sogar seine Pflicht."

Eine augenblickliche Pause trat nach diesen inhaltschweren Worten ein; der dicke Hauptmann nickte lächelnd und zustimmend mit dem Kopfe, die beiden anderen Officiere aber schienen noch immer nicht recht begriffen zu haben. Endlich platzte von Schaublau heraus:

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß van der Meulen die Laforest — eine Tänzerin! hätte heirathen sollen?!"

„Und warum nicht?" war die langsam und ernst gegebene Antwort. „War die Tänzerin würdig die Gattin eines Mannes von Ehre zu werden, so mußte und durfte er sie heirathen, zählte sie aber zu den Verurtheilten ihres Geschlechts, und wollte er dennoch den Umgang mit ihr fortsetzen, so war es, gelinde

gesagt, ein großer Fehler, wenn er dabei seine eigene Person, seine Stellung in der Gesellschaft einer Unwürdigen zum Opfer brachte."

„Ein Officier von Adel — eine Tänzerin heirathen?! — Unmöglich!" stieß von Schaublau noch immer wie betäubt von dem Gehörten hervor.

„Nochmals, Sie würden dies in keinem Fall thun, Graf!" rief Lieutenant Kolper mit keckem Ton.

„Welche meiner Handlungen giebt Ihnen ein Recht dies so keck zu behaupten, junger Herr?" entgegnete Graf Adelfeld mit erhöhter Stimme und den vorlauten Kameraden zum zweiten Mal mit einem Blick anschauend, daß jener den seinigen verlegen zu Boden senken mußte. „Fände ich auf meinem Lebenswege eine — Tänzerin, welche mein Herz in ungewöhnlicher Weise zu fesseln verstände, besäße sie diejenigen Eigenschaften des Geistes, des Herzens, welche ein dauerndes Glück zu verbürgen im Stande, wäre dabei — und vor allen Dingen — ihr Leben rein und makellos, ich würde mich keinen Augenblick besinnen und um sie werben — als mein Weib."

„Impossible, Parbleu!“ schrie von Schaublau förmlich auf, nur in der Uebersetzung seines früheren Ausrufs in's Französische eine Steigerung für den Ausdruck seines Staunens findend.

„Daß eine Tänzerin oder eine Bühnendarstellerin eher im Stande ist einen tiefen Eindruck auf ein empfängliches Männerherz zu machen, als eine Dame der Gesellschaft, ist leicht erklärlich,“ fuhr Graf Adelfeld lebendiger fort. „Berufen die schönsten Geistesblüthen und Werke unserer Dichter und Componisten, ihre rührendsten und gewaltigsten Empfindungen mit dem eigenen Herzen zu beleben und wiederzugeben, vermag eine Darstellerin bei solcher Gelegenheit weit eher und glänzender zu zeigen, welche Schätze ihr Innerstes birgt, welch ein Geist in ihr lebt und leuchtet und wie seine Strahlen ihre Umgebung zu verklären vermögen, weit eher als — Damen vom Stande, sehr oft in Grundsätzen und Anschauungen auferzogen, die des Herzens Gaben und Schätze wie mit stählernen Banden umziehen, die auf alle Fälle den eigenen Werth nie so unmittelbar zur Geltung

gelangen lassen können, wie ein sich vollständig frei auf der Bühne bewegendes Wesen."

„Ventrebleu! superb gesagt, Adelfeld! Schade daß van der Meulen es nicht gehört, hätte davon profitiren können!" rief von Schaublau halblaut, dabei den Rest seiner Bavaroise enthusiastisch auslöffelnd.

Graf Adelfeld, der des Kameraden Rede wohl überhört hatte, fuhr fort, doch immer mehr wie zu sich selbst sprechend:

„Eine Tänzerin ist in dieser Hinsicht noch weit mehr begnadigt als eine Darstellerin: ihr Auge, ihr Blick sagt Alles, was ihr Herz nur Schönes und Frohes, Edles und Hohes empfinden kann — wenn solche Eigenschaften überhaupt ihm innewohnen. Dabei darf sie die Vorzüge ihres Körpers, ihrer Reize, im herrlichsten Lichte zeigen und glänzen lassen. Sie darf es, ihre Kunst verlangt es. Fürwahr, kein weibliches Wesen in anderer Lebenssphäre hat sich solcher erlaubter Vortheile zu rühmen, und wie kann es da ein Wunder sein, wenn ein empfängliches

Männerherz sich ihr huldigend für das ganze Leben zu eigen giebt? Nochmals, meine Herren," schloß er seine Rede, Stimme und Blick erhoben und die Hand fest auf den Tisch gelegt, „ist dabei ihr Leben rein und makellos — wer kann es dann einem Manne, und wäre er selbst aus fürstlichem Geblüt, verargen, wenn er um sie wirbt? Er darf es thun unbeschadet seiner Ehre. Nun werden Sie mich wohl verstanden haben!"

„Und ob, Adelfeld, und ob! — eine frische Bavaroise! — Ich bin bekehrt, vollständig bekehrt und wäre selbst im Stande — — Nur Schade, daß es bei der schönen Laforest nicht zutrifft — im Gegentheil! Das weiß die Welt, Ventrebleu!"

„Der van der Meulen mußte es erst recht wissen!" rief Kolper mit hochmüthigem Tadel. „Er durfte nicht den Stubenburschen der allerdings sehr hübschen, doch in gleich schlechtem Ruf stehenden Tänzerin machen, sich nicht für sie ruiniren — denn es soll wirklich zu Ende mit ihm sein, der Alte Nichts mehr hergeben wollen! — besonders sich nicht in

einer Weise compromittiren, die seine Stellung bei der Armee, auf alle Fälle aber den Kameraden gegenüber in Frage stellen muß. Er war ein Narr und wird es wohl nur zu bald bereuen."

„Auf alle Fälle ist er kein Kind mehr und, wenn ich nicht irre, älter als Sie Kolper," rief der Hauptmann halb im Ernst, halb im Scherz. „Er wird wohl wissen, was er gethan und sich klar sein über die Folgen. An Ihnen ist es aber vor der Hand noch nicht ihn anzuklagen, denn Sie, kleiner Kolper, können vielleicht mit der Zeit und etwas gutem Willen in eine ähnliche oder noch hübschere Lage gerathen. Es giebt der schönen, verführerischen Weiber noch mehr bei unserm Theater, deshalb — Achtung auf das eigene Herz!"

„Ich ignorire Alles — bis die Katastrophe hereinbricht," sagte von Schaublau achselzuckend, „mache heute noch mein Spielchen mit ihm, wenn er kommen sollte — muß ihm ja Revanche geben. — Wie, Sie wollen schon fort, Adelfeld?"

Der Genannte hatte sich erhoben und nahm nun

seine Mütze. In demselben Augenblick öffnete sich geräuschvoll die breite Glasthür des Eingangs zum Saale und in erregtem Gespräche traten mehrere Officiere ein. Edmund van der Meulen war unter ihnen und sein geröthetes Gesicht zeigte, daß er wohl den größten Antheil an der Discussion hatte.

„Guten Abend, meine Herren," sagte Graf Adelfeld zu den Officieren, mit denen er bis jetzt verkehrt; eine stumme Verbeugung machte er den eingetretenen, ihn begrüßenden Kameraden, dann verließ er das Local.

„Er will nicht mit ihm zusammen sein," brummte Lieutenant Kolper höhnisch zwischen den Zähnen. „Er, der Alles besser wissen will, hätte hier bleiben und dem Meulen den Standpunkt klar machen sollen. Das wäre die rechte Courage gewesen, wie der pilsener — Bier-Hauptmann dort sagt."

„Wein und Karten!" rief plötzlich eine Stimme durch das Geräusch, welches das Ablegen der Säbel, das wirre Durcheinander der verschiedenartigen gegenseitigen Begrüßungen hervorbrachte.

Van der Meulen hatte gerufen und bald darauf saß er neben Herrn von Schaublau, nahm ihm sein Glas weg und sagte mit etwas erzwungener Lustigkeit:

„Weg mit dem faden Milchgesöff und trinke Wein, meinetwegen Champagner, der macht Muth und Du hast dessen nöthig, denn ich spiele heute Abend mit Dir so lange, bis Einer von uns total besiegt ist und Nichts mehr zu verlieren hat."

„Ventrebleu, der wirst Du sein wie immer, denn Glück in der —"

„Schaublau macht Witze, schlimmes Zeichen!" unterbrach hellauflachend van der Meulen den Redner.

Das Spiel begann. Die übrigen Officiere hielten sich anfänglich in der Nähe der Beiden auf und sahen den Spielenden zu.

Von Schaublau hatte Recht gehabt; van der Meulen verlor in einem fort. Er spielte aber auch so aufgeregt, stellenweise so kopflos und unvernünftig, daß er verlieren mußte.

Der Abend verging, die Nacht kam heran und noch immer saßen die beiden Officiere bei den Karten.

Geld und Banknoten häuften sich vor Herrn von Schaublau mehr und mehr, und im selben Verhältniß wurden die Taschen van der Meulens leerer. Schon seit Stunden spielten sie ohne Zuschauer; die andern Officiere hatten sich entweder entfernt von den Beiden niedergelassen, oder unterhielten sich leise in Gruppen, bis sie nach und nach, ohne weiter Notiz von den Spielenden zu nehmen, den Saal verließen. Endlich befanden sich van der Meulen und sein Partner fast allein in dem weiten Raume. Mitternacht war vorüber und noch immer wollte das Spiel nicht aufhören.

Von Schaublau machte wohl einige Male Miene das Spiel zu enden, doch sein Gegner hielt ihn fest. Das Gesicht van der Meulens glühte, er spielte in einer Weise, als ob er mit Hülfe der dadurch hervorgebrachten Aufregung sich betäuben, oder andere schlimme Gedanken aus dem Felde schlagen wollte. Des Verlustes achtete er nicht, nur entfuhr ihm jedesmal ein grimmer Fluch, wenn das Glück der Karten sich ihm untreu zeigte. Alles Geld, das er bei sich trug, und es war keine unbedeutende Summe ge-

wesen, war dahin, nun spielte er auf Ehrenwort und verlor wieder. Endlich, als diese Schuld eine ziemliche Höhe erreicht, warf er zähneknirschend die Karten hin.

Von Schaublau, der äußerst gelassen seinem erregten Gegner Stand gehalten, machte Miene das Geld einzustreichen. Vorher jedoch schaute er noch eine Weile ruhig, fast lächelnd dem Freunde in das Antlitz, dann sagte er:

„Also wirklich keine Lust mehr für heute? — Schade! möchte Dir gerne jetzt noch Revanche geben, morgen ist es vielleicht zu spät dazu."

„Danke! Gegen Dich ist heute nicht anzukommen! hast überhaupt Milch in den Adern — ein Thor der mit solchem nüchternen Burschen spielt!"

„Will Dir das Gegentheil beweisen, Ventrebleu!" entgegnete Schaublau leicht erröthend, doch noch immer gelassen, „und daß mein Blut sogar recht heiß durch die Adern rollt. Ich proponire Dir noch eine letzte Taille, mein ganzes Geld soll der Einsatz sein„.

Van der Meulen, der aufgestanden war, hielt inne und schaute seinen Kameraden überrascht an. „Du spottest wohl," rief er endlich, „denn Du weißt nur zu gut, daß ich — mehr als genug — verloren habe."

„Ich spiele mit Dir um — die Laforest!"

„Alle Teufel!" fuhr van der Meulen auf, mit blitzenden Augen sich seinem Kameraden nähernd, als ob er Hand an ihn legen wollte.

„Gemach!" rief der Andere lachend. „Behagt Dir mein Vorschlag nicht, so betrachte ihn als im Scherz gethan und dann laß uns gehen. Aber glaube mir Edmund, er war gut gemeint, Du hättest dabei, selbst verlierend, nur gewinnen können."

Beide Officiere brachen auf.

Der Morgen war nahe. Auf der Gasse hüllte von Schaublau sich fröstelnd in seinen Oberrock, dann reichte er seinem Freunde die Hand zum Abschied und sagte mit schläferiger Stimme:

„Hättest das letzte Spiel mit mir schon machen können, es hätte Dich vielleicht von einer großen

Last befreit. Du weißt doch nicht, was Du mit der Laforest anstellen sollst, heirathen kannst Du sie nicht — ich würde besser mit ihr fertig werden! — Schade daß Du nicht gehört, was der Adelfeld darüber gesagt."

„Und was hat denn der sich erlaubt, über sie zu sagen?" frug van der Meulen mit finsterer Stirne.

„Ein andermal, Edmund, auch dürfte es zu spät — oder zu früh dazu sein. Nur einen guten Rath will ich Dir noch geben, vielleicht ist es dazu noch nicht zu spät — zu frühe auf keinen Fall — doch Du wirst ihn wohl wieder als Witz betrachten! — Gleichviel! — Laß von der — Tänzerin ab, dann wirst Du auch wieder Glück im Spiele haben; der kleine Kolper, der beim Commandirenden aus- und eingeht, meint dies schon seit ein paar Tagen und das ist zu bedenken! — Nun thue was Du willst und nicht lassen kannst, ich werde es ebenso machen. — Gute Nacht! — oder vielmehr, guten Morgen!"

— — — — — — — — — — —

In seiner eigenen Wohnung, am Vormittage, finden wir Edmund van der Meulen wieder, mit wüstem Kopf, unzufrieden, grollend mit sich selbst und der Welt, in welcher er sich bewegt. Eine ganze Ecke des mit Waffen und eleganten Rauchutensilien reich ausgestatteten Zimmers nimmt ein großer persischer Divan ein, auf dessen kostbaren Decken und Kissen der Officier im bequemen Morgenrock liegt, hier wohl die Ruhe suchend, welche ihm die Nacht nicht gebracht und die ihn auch jetzt noch zu fliehen scheint.

Da wird ihm von seinem Burschen ein Billet überreicht.

Van der Meulen erkennt die Hand Schaublau's; er weiß, was der Schreiber will und zugleich fallen ihm die Worte wieder ein, welche Jener beim Abschied zu ihm gesagt, die ihn tiefer getroffen als er bis jetzt geglaubt: es gilt seine Stellung, seine Ehre!

Er sinnt nach, zum ersten Mal seit langer — langer Zeit.

Zum ersten Mal taucht die Gewißheit in ihm

auf, daß er sich auf gefährlicher, abschüssiger Bahn befinde und sofort muß er sich fragen, ob denn das, was er dadurch erreicht und genossen, die dafür gebrachten Opfer werth gewesen?

Krampfhaft pressen seine Finger die Stirne, denn die Antwort, welche er sich jetzt schon auf die gestellten Fragen geben muß, ist eine verneinende — ihn verdammende.

Das Glück, oder vielmehr die Lust, welche er im Besitz der schönen Tänzerin empfindet, berauscht ihn zwar, doch wird sie auch wieder durch Sorgen vergiftet. Es giebt Augenblicke, wo er an der Liebe Gülla's zweifelt, zweifeln muß. Einzelne Worte, Kleinigkeiten, scheinen ihm dies zu sagen, zu beweisen. Er will sie sich in's Gedächtniß zurückrufen, doch fehlt ihm die Ruhe dazu und bereits sieht er sich als Betrogener, als ein von einer Kokette ausgebeuteter Mann.

Und hat er ein Recht, wirkliche Liebe und Treue von ihr zu verlangen, nachdem er selbst bereit ist jeden Augenblick ihr die Treue zu brechen? Vor

wenigen Tagen, ihre Küsse noch auf den Lippen fühlend, hat er dies bewiesen. Auch dies verdammt ihn nun und was ihm widerfährt, was er erduldet, ist wohl nur eine gerechte Strafe.

Noch sind dies Alles Vorstellungen, welche in unbestimmten Umrissen wirr sein Hirn durchkreuzen. Er versucht nicht sie zu klären — er vermag es nicht und sinnt nur weiter nach. Die Gedanken, welche in wilder Jagd einander folgen, auf ihn einstürmen, immer mächtiger ihn umschlingen, endlich darniederwerfen, entspringen nothwendiger Weise dem einmal angeregten gefährlichen Thema.

Was hat es ihn nicht alles gekostet, sein zweifelhaftes Ziel zu erreichen?! Die Liebe seiner Eltern, sein Vermögen, seine Ruhe, die Freundschaft — die Achtung seiner Kameraden und am Ende wohl gar noch — seine Ehre!

Das Gold, welches sein Vater ihm gegeben, die Mutter ihm heimlich zugesteckt, hat er mit vollen Händen hinausgeworfen — für sie! Im rasenden Spiel hat er Betäubung, wenn nicht gar Schutz vor

so ist er ruinirt, denn er hat Nichts mehr, Nichts! kein Geld, keinen Credit! keine Hülfe daheim, keine draußen!

In dem Augenblick, als diese entsetzliche Gewißheit in ihm aufleuchtet, erscheint ihm zugleich das Bild der Tänzerin in ihrer blendenden Schönheit. Sich plötzlich arm und elend fühlend, weiß er nun auch, daß er die verführerische Schöne verlieren wird und zum ersten Mal empfindet er, daß er sie leidenschaftlich liebt, daß diese Liebe allein ihm Halt sein kann in dem peinigenden Unglück, das über ihn hereinzubrechen droht. Sie muß ihm bleiben, auf jeden Fall, denn mit zu großen, entsetzlichen Opfern hat er sie sich erkauft.

Da flammt ein Gedanke in ihm auf.

Flucht — mit ihr und dem Rest seines Geldes! Das ist ein Ausweg. Noch kann er um seine Entlassung einkommen — bevor ihm dieselbe gegeben wird; noch hat er Mittel, um seine Entfernung mit der Geliebten von H. zu bewerkstelligen und vielleicht lassen sich bis dahin noch andere Summen auftreiben. Auf alle Fälle bleiben ihm seine Eltern.

Aber Gülla, wird sie einwilligen?

Er muß es wissen, sie ausforschen und dazu wird bei dem Diner, dessen Stunde mittlerweile gekommen, sich schon eine Gelegenheit finden.

Mit keckem Trotz springt Edmund empor und gewaltsam alle bösen Gedanken von sich abschüttelnd, kleidet er sich an. Dann verläßt er das Haus, um nach Gülla's Wohnung zu gehen, wohin das Hotel St. Petersburg noch immer seine köstlichen Speisen und Weine sendet.

Beim Nathanson'schen Hause angelangt, drängt es van der Meulen für einen Augenblick in das Geschäftslocal des Banquiers einzutreten. Er muß wissen, in welcher Stimmung sich Nathanson ihm gegenüber befindet, denn er ist entschlossen, hier noch einen letzten Versuch zu wagen, um Geld zu erhalten.

Doch Herr Nathanson ist nicht daheim. Der Commis theilt dem Officier gesprächig mit, daß sein Chef am Morgen Briefe empfangen, die gewiß sehr wichtige Nachrichten enthalten hätten. Der Alte sei beim Lesen ungewöhnlich erregt gewesen, sofort in

einem Fiaker, was noch nie vorgekommen, ausgefahren und bis zur Stunde noch nicht zurückgekehrt.

Lachend hört Edmund die Erzählung des jungen Menschen mit an, verspricht nach Tisch wiederzukommen und verläßt den kleinen Laden. Wenige Augenblicke später sitzt er neben der heute in ganz besonderer Freude strahlenden Tänzerin bei Tische.

Das Diner und die ihm folgende vertrauliche Unterhaltung des Paares hatten längere Zeit gedauert, als Herr Edmund wohl gedacht, denn vier Uhr war vorüber als er gesättigt, wenn auch im Grunde durchaus nicht befriedigt, die breite Treppe niederstieg um nochmals nach seinem guten Freunde Nathanson zu sehen, diesem im Vorbeigehen den gedachten kleinen Besuch zu machen.

Fräulein Gülla war gegen ihren Anbeter wohl äußerst liebenswürdig gewesen, doch hatte sie dessen leicht hingeworfene Aeußerungen über ein etwaiges Verlassen der Stadt, ein glückliches Zusammenleben an anderm Orte, durchaus nicht verstehen, auf ein solches Gesprächsthema nicht einmal scherzweise ein-

gehen wollen. Dafür hatte sie Edmund mit feurigen Schwüren ihrer ewigen unwandelbaren Liebe und Treue versichert und ihm schließlich einige kleine Rechnungen ihrer Modistin und Schneiderin, sowie das Conto des Hotel St. Petersburg für die erste Speisewoche eingehändigt. Trotzdem die Summe für gelieferte Speisen, Weine und Bedienung eine wahrhaft enorme war, hatte die kleine Schelmin doch lachend gemeint, daß die dadurch erzielte Ersparniß sehr groß sei, worauf sie ihm mit liebenswürdiger Naivetät an den Fingern herzählte, was Küche und Köchin sonst gekostet. Die Summen, welche sie nannte, waren ebenso klein, wie die der Rechnung hoch. Doch wußte sie Alles so hübsch vorzubringen, daß Edmund sich eines Lachens nicht entwehren konnte und schließlich sämmtliche Rechnungen in seine Brusttasche steckte, mit dem Versprechen, sie nicht allein zu bezahlen, sondern auch die kleinen Wünsche und höchstnöthigen Bedürfnisse seiner Schönen zu befriedigen.

Wenn er auch am heutigen Mittag manches Gute und Schöne genossen, so verließ Herr van der Meulen

doch, wie schon gesagt, durchaus nicht befriedigt das Zimmer der Laforest. Sogar mit finsterm Blick, die Hand unwillkürlich auf die Brusttasche legend, wo sich die kleine Sammlung von neuen Anforderungen an seine Casse befand, stieg er die Treppe nieder. Diesmal gedachte er direct zu Herrn Nathanson in das Cabinet zu treten. Wozu auch lange erst aus dem Hause und über die Straße gehen? Dort befand sich ja der Eingang zu dem Comptoir des Banquiers! Einen Augenblick horchte er, denn er glaubte die keifende Stimme des alten Juden im vorderen Laden zu hören, dann klopfte er ziemlich laut. Da keine Aufforderung einzutreten erfolgte, so faßte Edmund die Klinke der Thüre, kaum glaubend, daß diese unverschlossen sei. Doch er irrte sich. Beim ersten Versuch öffnete sich der Eingang und der Officier schaute in das Cabinet.

Es war leer, doch die Thüre nach dem Comptoir zu geöffnet. Draußen stand auch Herr Nathanson und schien ganz ungewöhnlich erregt mit seinem Commis zu reden. Einen Augenblick zögerte Edmund, sein

Blick fand sich gebannt durch den großen eisernen Casseschrank, den er voll Geld und Werthpapiere wußte. Der Gedanke: wenn dies Alles mein eigen wäre! fuhr ihm wie ein Blitz durch das Hirn, preßte ihm die Zähne zusammen, dann trat er mit klirrenden Schritten vor, um sich dem alten Banquier bemerkbar zu machen.

Nathanson wandte zusammenfahrend den Kopf. Doch kaum hatte er den ihm wohlbekannten Officier erblickt, als er plötzlich einen lauten heisern Ruf hören ließ, der ebenso gut ein Ausdruck der Freude als des Zornes sein konnte und dann rasch in das Zimmer zu dem ihn erwartenden van der Meulen trat.

Bevor wir nun erzählen, was sich weiter zwischen den Beiden ereignete, müssen wir den Leser mit der Ursache der ungewöhnlichen Aufregung des sonst so ruhigen Geldmannes bekannt machen.

Achtes Capitel.

Nathanson auf der Spur.

Herr Banquier Nathanson hatte am Morgen desselben Tages unter anderen Briefen auch ein Schreiben aus Holland und zwar von seinem Amsterdamer Correspondenten erhalten, an den er sich vor nicht ganz acht Tagen um Auskunft über den zeitweiligen, ihn so ungemein interessirenden Eigenthümer der goldenen Rose gewandt. Dieser Brief enthielt allerdings eine Mittheilung, wohl geeignet, den alten, sonst so ruhigen Mann in größte Aufregung zu versetzen. Mit üblicher holländischer Breite theilte der Amsterdamer seinem neugierigen Geschäftsfreunde in H. mit, daß der Name van der Meulen, trotzdem sein Träger vor mehr denn

dreißig Jahren von Amsterdam weggezogen sei, dort noch immer in gutem Ansehen stehe, denn Mynheer Klaas van der Meulen sei ein ebenso tüchtiger als reeller Geschäftsmann: Kaufmann in Edelsteinen gewesen. Von Geschäftsfreunden habe er, der Correspondent, erfahren, was übrigens ganz Amsterdam seiner Zeit gewußt, daß van der Meulen gleich nach den Kriegen, etwa 1816, nach Amsterdam gekommen und gewiß mit einer ziemlichen Anzahl werthvoller Steine, denn er habe seinen Handel mit Diamanten sofort begonnen. Gleich darauf habe er ein Anwesen mit einer Windmühle gekauft und eine Schleiferei eingerichtet, die heute noch unter anderer Firma, wenn auch vielfach vergrößert und jetzt mit Dampfkraft arbeitend bestehe. Erst von der Errichtung der Schleiferei datire die Firma van der Meulen; der Inhaber habe einen deutschen Namen gehabt, den er gegen den des Grundstückes, welches heute noch „Meulen-Tuin“ heiße, vertauscht. Um zu erfahren, wie Mynheer van der Meulen mit seinem deutschen Namen geheißen, sei er, der Schreiber des Briefes,

auf die Polizei gegangen, welche in Holland in gar musterhafter Ordnung sei, und habe dort Nachfrage gehalten. Mit Hülfe reponirter Acten sei ihm sofort die nöthige Auskunft gegeben, sodann noch ein alter deutscher Paß Mynheers van der Meulen vorgelegt worden, womit derselbe anno 1816 nach Amsterdam gekommen und wonach er Niklas Winand geheißen habe. Der Paß sei von der Behörde der deutschen Stadt H., dem Domicil Mynheers Nathanson, ausgestellt und der Niklas Winand demnach von H. daheim gewesen, oder doch ganz sicher von H. nach Amsterdam gezogen. Dies sei vor der Hand Alles, was über den ehemaligen Koopmann in Edelsteinen gemeldet werden könne, sollte es Mynheer Nathanson nicht genügen, so wäre man bereit, weitere Nachrichten einzuziehen und nach H. gelangen zu lassen.

Doch die erhaltenen Nachrichten genügten Herrn Nathanson — sie waren sogar für den alten Banquier von einer erschreckenden Deutlichkeit gewesen. Der geheimnißvolle Besitzer des alten Hauses und des großen Schatzes war kein Holländer, sondern ein Deutscher

und wohl gar aus H. daheim! Das war mehr als Nathanson geahnt, gefürchtet. Im ersten Augenblick sah er Alles verloren. All' seine Anstrengungen, sein geduldiges, jahrelanges Warten und Werben waren vergebens gewesen, wie hinausgeworfen, verloren das schöne Geld, welches er gezahlt, um in den Besitz der Rose und des geträumten Schatzes zu gelangen. Ein Anderer war ihm ganz gewiß zuvorgekommen, denn mit einer großen Anzahl von Edelsteinen war ja der Niklas Winand, der sich jetzt für einen Holländer ausgab, von hier nach Amsterdam gezogen. Alles stimmte, bis auf das Jahr. 1816 war zwar der erste Besitzer der Rose und des verschwundenen Geldes schon todt und begraben gewesen, doch sein Sohn lebte noch und wurden in jenem Jahre auch erst die Wohnungen in der Rose an fremde Leute vermiethet. Unter diesen Miethsleuten, welche Vater Nathanson und sein Sohn genau aufgezeichnet, befand sich doch keiner des Namens Winand. Und dann — hätte der deutsche Holländer, der Winand van der Meulen, das Haus anno 1822 zu kaufen brauchen, wenn er bereits sechs Jahre früher

den Schatz daraus gehoben? War dies aber nicht geschehen, hatte der Winand die mit nach Holland gebrachten Edelsteine eigenthümlich besessen, dann konnte er die Rose auch aus anderer Ursache gekauft haben und der Schatz sich wohl noch immer unberührt darinnen befinden. Das war allerdings eine Hoffnung, wenn auch nur eine schwache für den alten Banquier, den diese verschiedenartigen Gedanken im Verein mit seiner Angst um getäuschte Hoffnung, verlorenes Geld zu verwirren drohten. Endlich klammerte er sich nur an Eines: Wer war dieser Niklas Winand und war er wirklich aus H. daheim?

Das mußte Nathanson vor allen Dingen wissen und einmal hierbei angelangt, fand der gewiegte Geschäftsmann seine Besonnenheit und Schlauheit wieder und begann sofort seine Operationen.

„Ein altes Adreßbuch des Jahres 1816 muß ja noch aufzutreiben sein," war sein erster Gedanke. „Doch wozu?" sagte er sich weiter. „Hat der Winand von damals in H. nur gelebt, so wird ein derartiges Nachforschen keinen Erfolg haben, war er aber wirk-

lich von hier daheim, so hat er eine Familie gehabt, deren Nachkommen wohl heute noch hier leben und mir Aufschluß geben können. An sie und die Gegenwart will ich mich halten und deshalb — an's Werk!"

Im folgenden Augenblick schon lag das Adreßbuch der Stadt H. aufgeschlagen vor ihm und zugleich erhielt der, neugierig die ganz ungewöhnliche Bewegung seines Herrn bemerkende Commis Auftrag, einen Fiaker herbeizuschaffen. Der Banquier hatte bald den Namen Winand gefunden, doch es gab der Familien oder Einwohner mehrere in H., welche so hießen. Da war eine Firma C. F. Winand u. Comp., ein großes Manufactur-Geschäft, das sich jedoch erst vor wenigen Jahren etablirt hatte und dessen Inhaber, so viel Nathanson zu wissen glaubte, von auswärts hierher gezogen waren. Dann fand er noch einen Schauspieler Namens Winand, doch dieser war ganz gewiß ein Zugvogel und nicht aus H. daheim, ferner eine Brauers-Wittwe, einen Zahnarzt und einen Maurer, welche den gesuchten Namen führten.

Nachdem Nathanson sich die verschiedenen Adressen genau notirt, bestieg er den bereits draußen harrenden Wagen und begann seine Fahrt, seine Besuche bei den verschiedenen Winands der Stadt.

Obgleich er eine bestimmte Ahnung hatte, daß zwei dieser Fahrten vergebens sein würden, wollte er doch nicht das Geringste versäumen und deshalb sämmtliche Firmen ohne Ausnahme aufsuchen und ausfragen. Ein Märchen hatte er sich schon zurechtgelegt: der Familie eines verschollenen Winands aus H. galt es nachzuforschen, welche als Erbberechtigte des nunmehr in der Fremde Gestorbenen auftreten könne. Dies mußte wirken, besonders, wenn die Erbschaft als eine nicht unbedeutende hingestellt wurde. Und Herr Nathanson verstand sich auf's Addiren! Die von ihm Befragten waren gezwungen, ihre ganzen Verwandtschaften und deren Schicksal vor ihm auszubreiten, kein Familiengeheimniß konnten sie mehr vor ihm haben! Der schlaue Banquier war seiner Sache gewiß.

Und dennoch kein Resultat!

Der Eigenthümer der Firma C. F. Winand u. Co., der einen großen eleganten Laden besaß, empfing den Erbschaft verheißenden Banquier äußerst zuvorkommend, gab ihm mit einem wahren Feuereifer alle gewünschten Notizen über die Winands seiner Familie aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts, doch Keiner war darunter, der in die Nathanson'sche Combination passen wollte, Keiner, der anno 1816 in H. gewesen oder nur dort hätte sein können. Es war eine Familie von achtbaren Kaufleuten und Handwerkern, die leider — dreimal leider! — kein verschollenes Glied aufzuweisen vermochte, welche Mühe sich auch der Inhaber des eleganten Manufactur-Geschäfts C. F. Winand u. Co. gab, ein solches, gewiß schlechtes Subject trotzdem aufzutreiben.

Mit der Erbschaft war es Nichts, doch auch Nichts mit dem gesuchten Winand! —

Nun kam die Brauers-Wittwe an die Reihe, eine alte sehr gesprächige, von ihren erbrauten Zinsen lebende Frau. Die Unterredung dauerte fast eine Stunde, doch lieferte Nathanson nur die Einleitung

dazu, dann begann das Mundwerk der alten Dame seine Arbeit und hörte nicht eher auf, bis die ganze Familien-Chronik bis in die allerkleinsten Details verarbeitet war. So große Kenntnisse nun auch die Erzählerin in Bezug auf ihre eigene Familie entwickelte, so gering waren dieselben über die ihres Mannes und hier lag doch für den geduldigen Hörer das Hauptinteresse. Wie Herr Nathanson es auch anstellen mochte, das Gespräch auf die etwaigen verschiedenen Winands zu lenken, die gute Frau antwortete ihm stets mit einer neuen Biographie einer ihrer längst verstorbenen Tanten oder eines Vetters, der nach Amerika ausgewandert. Es war vergebens. Sie wußte nur Eines, und dies Eine gab sie leider erst am Schluß ihrer sonst gewiß höchst interessanten Mittheilungen zum Besten, nämlich, daß ihr Seliger gar nicht aus H., sondern aus Graubünden in der Schweiz daheim gewesen, auch keinen Bruder, sondern nur eine Schwester gehabt, die aber schon als kleines Kind gestorben.

Nach diesem erwünschten Aufschluß empfahl sich

Herr Nathanson mit seiner Erbschaftsgeschichte so gescheidt als er gekommen, um seine Winand-Suche fortzusetzen.

Bei dem Schauspieler, den der Geschäftige ebenfalls aufsuchte, erfuhr er zu seinem Staunen, daß derselbe eigentlich Schulz heiße, doch beim Theater den für einen jugendlichen Liebhaber besser klingenden Namen Winand angenommen; seine eigene Biographie wie die seiner Ahnen stände jedoch Herrn Nathanson trotzdem mit Vergnügen zu Diensten.

So rasch als möglich machte der Banquier sich davon, um als vorletzten Besuch den Herrn Zahnarzt aufzusuchen. Doch hier sah er sofort, daß er einen seiner würdigen Partner gefunden, der sich nicht so leicht mit Erfolg auf den Zahn fühlen lasse. Herr Dr. Winand war aus H. daheim und hatte sofort verschiedene verschollene Onkels und Vettern zu präsentiren, es fragte sich nur, ob einer derselben in die Verhältnisse des wieder in's Leben, oder vielmehr durch den Tod wieder zum Vorschein gekommenen und zu beerbenden Winand paßte. Wie geschickt der

erbschaftslüsterne Zahnkünstler auch lavirte, dem schlauen Banquier vermochte er doch nicht beizukommen. Nathanson erzählte nur, was er zu erzählen hatte, um die Frage zu etabliren, kein Wort mehr, dann ließ er den Andern berichten, oder vielmehr — lügen, wovon er sich nur zu bald zu seinem Aerger überzeugte. Eine lange Weile dauerte dieser mit einem ziemlichen Aufwand von Schlauheit geführte, interessante Kampf, doch nachdem dabei etwa ein halbes Dutzend verschollener Winands gefallen, das heißt, wieder in ewige verdiente Vergessenheit gefallen, sah der eine Theil ein, daß eine Fortsetzung vor der Hand zu Nichts führen würde, und überließ mit einer Verbeugung seinem hartnäckigen Gegner das Schlachtfeld, der indessen und leider für ihn keine Ursache hatte, gerade diesen Sieg als einen solchen zu feiern.

Es blieb noch der letzte der Winande H.'s zu besuchen, oder vielmehr zu untersuchen, der Maurer Adam Winand.

„Wiesenstraße Nummer 234!" rief Nathanson seinem Kutscher zu.

Es war etwa zwölf Uhr Mittags und der ganze Morgen mit vergeblichem Fahren, Suchen und Forschen hingegangen. Der Kutscher, welcher nur kurze Strecken, doch dafür desto längere Stationen zu machen gehabt hatte, brummte einen derben Fluch in den Bart, doch so laut, daß sein zeitweiliger Herr es hören mußte. Die Wiesenstraße lag am anderen Ende der Stadt, fast vor derselben, und wurde dort ebenfalls ein solcher Halt gemacht, wie bei den abgethanen Winands, so war vor zwei Uhr an kein Mittagessen für Kutscher und Pferd zu denken. Herr Nathanson schien das Essen vollständig vergessen zu haben.

Der Wagen rasselte davon, durch die belebten, dann die stillen Straßen und Gassen der Stadt, bis er endlich, nach langer Fahrt in dem gesuchten Viertel anlangte. Nach einigen Fragen, denn die Nummern der kleinen Wohnungen waren schwer zu erkennen, hielt das Gefährt vor einem Häuschen, das in einem unansehnlichen Gärtchen lag und fast das Aussehen einer bäuerlichen Wohnung hatte.

Es war die genannte Nummer, die Wohnung des Maurers Adam Winand.

Nathanson verließ seinen Wagen, händigte dem Kutscher ein kleines Geldstück ein mit der Weisung, sich von einem der gaffenden Kinder ein Glas Bier an den Wagen bringen zu lassen, dann schritt er auf das Haus zu, während der Kutscher ihm mit grimmem Hohn nachschaute, denn Kinder gab es wohl genug in der elenden Wiesenstraße, doch ganz sicher kein einziges Bierhaus.

In der Wohnstube des kleinen Häuschens, die wir schon früher einige Male betreten, finden wir zur Zeit die ganze Familie Winand beisammen und in einer Stimmung, die in ihrer stillen Freude gewaltig gegen die tief gedrückte abstach, als wir vor etwa acht Tagen ihre Bekanntschaft machten.

Doch außer den uns bereits begegneten Personen ist noch ein junger, recht kräftig und schmuck ausschauender Soldat in der Stube. Es ist der Conrad, der Sohn des Maurers, der das Unglück vernommen, welches seinen alten Vater betroffen, daraufhin um

einige Tage Urlaub nachgesucht, solche auch erhalten und dann die Seinigen durch sein Kommen froh überrascht.

Der alte Winand ist von seinem Unfall schon seit mehreren Tagen vollständig hergestellt, doch sein Arbeitgeber, der Bauunternehmer Steinert, will noch nicht, daß der wackere Mann die Arbeit wieder aufnehme. Es ist auch durchaus nicht von Nöthen, denn andere Maurer, ebenso ermuthigt durch die Handlungsweise Winands und seines jüngeren Kameraden, als entsetzt durch das verbrecherische Vorgehen der Männer, an die sie bis jetzt geglaubt, deren Führung sie sich anvertraut, sind wieder zu ihrer gewohnten Beschäftigung zurückgekehrt und arbeiten an dem Verputz der goldenen Rose. Herr Steinert zahlt dem alten Maurer gerne den vollen Lohn aus, mit dem Beding, daß er noch einige Tage daheim bleibe, sich schone und stärke. Und das thut der Alte denn auch redlich, ohne dabei der Familie zu vergessen. Geld ist ja vorhanden und mit ihm scheint auch die Zufriedenheit, das Glück wieder in dem kleinen Häuschen eingekehrt zu sein.

Da giebt es keine bleichen kummervollen Gesichter mehr, denn Fleisch brodelt im Topfe, prangt auf dem Tische neben einem kräftigen Bier, woran sich die Familie, Groß und Klein, labt, während Vater Winand eine Flasche guten Rothwein aus dem Keller der Rose vor sich stehen hat, von dem er Mittags und Abends sein Gläschen, oder auch deren ein paar trinkt.

Ja, die goldene Rose hat den armen Maurer nicht vergessen und ihm vom Besten gespendet, was sie hat, die Frau des Hauses sorgt durch ihre Babette dafür. Doch Winand und die Seinigen vergelten es dem Hause! Sie reden nur von der Rose und deren wackeren Hausleuten, denken nur an sie und an den braven Jean, der die eigentliche Ursache ihres Glücks gewesen, in seinem eigenen Unglück in der Rose eine Aufnahme gefunden, als ob er ein Kind des Hauses sei. Kein Tag vergeht, wo die Winands dem armen Kameraden nicht einen Besuch machen. Am heutigen Vormittag ist der Alte dort gewesen; er hat zwar über eine Stunde gebraucht, um hinzugelangen,

dafür sich aber auch fast zwei Stunden bei seinem jungen Freunde ausruhen dürfen, der seit einigen Tagen wieder aus dem Bette und so gut wie hergestellt ist. Heimgekehrt hat er seine Erzählung von dem Genesenden begonnen, von dem jungen, schönen und wackern Mädchen, das seit dem Unglückstage in der Rose aus- und eingeht, von der guten alten Frau van der Meulen, die ihn stets hinauf in die schöne Stube mit den bunten Bilder-Tapeten kommen läßt, während er den Herrn des Hauses kaum gesehen. Beim Essen setzt er seinen bunten Bericht fort und jetzt, nachdem dasselbe vorüber ist, scheint der Alte noch lange nicht zu Ende zu sein, da tritt ein unerwarteter Gast, der alte Banquier Nathanson in die Stube.

Der erzählende Maurer bricht plötzlich mitten in einem Satze zum Lobe der alten Babette ab, seine Zuhörer schauen erstaunt den Fremden an, der seine jüdische Abstammung nicht verläugnen kann und dessen eigenthümliche Erscheinung unwillkürlich ein beängstigendes Gefühl erweckt. Nathanson fühlt dies

wohl, doch weiß er sich zu helfen, seine pergament=artige Gesichtsmaske verzieht er zu einem Lächeln und den Kopf vor dem armen Arbeiter bückend, ihn jedoch mit seinen kleinen Augen unverwandt und durch=dringend anschauend, fragt er mit seiner feinen süß=lichen Stimme und in höflichster Weise, ob er die Ehre habe, den Herrn Adam Winand, Maurer, vor sich zu sehen.

Der Alte bejaht fast verlegen, da beginnt Herr Nathanson schon seine Erzählung. Er stellt sich als Banquier Nathanson, wohnhaft in der Hauptstraße unterhalb des Theaters vor, und indem er einen der einfachen Stühle herbeizieht, setzt er sich ohne weitere Aufforderung gerade vor den Maurer und erzählt von einem verschollen gewesenen Winand aus H., der gestorben und wahrscheinlich — dies Wort betont er vorsichtshalber mehr als nöthig — eine Erbschaft hinterlassen, weshalb ein auswärtiger Ge=schäftsfreund ihn aufgefordert, Erkundigungen über dessen in H. etwa noch existirende Familie einzu=ziehen.

Glatt und geläufig hat der Banquier sein Märchen vorgebracht — er hatte ja heute Vormittag oft genug Gelegenheit, es herzusagen! — und nun erwartete er, wie bei den bisherigen Winands, Ausbrüche der Verwunderung und die sofortige Beschlagnahme der vermeintlichen Erbschaft durch Nennung verschiedener Winands, die verschollen, oder zum wenigstens verschollen hätten sein können, wenn sie es rechtzeitig gewollt. Hier bei diesen armen Leuten meinte er erst recht einen derartigen Sturm zu erleben.

Doch nichts Aehnliches erfolgte.

Seine Zuhörer blieben allesammt still und stumm, dafür schauten die beiden Frauen und auch der Soldat besorgt auf den alten Maurer, der mit der Hand nach den Augen gefahren, dann die Finger wie zum Beten gefaltet und endlich mit einem bangen Seufzer und leisen zitternden Ton sagte:

„Armer Niklas! — Der Herr habe ihn selig!“

Gefunden! hätte der Banquier in seiner gierigen Freude aufschreien mögen, denn daß er hier am Ziel

seiner Suche angelangt, daß er hier die Familie des geheimnißvollen Deutsch-Holländers gefunden, sagten ihm die wenigen Worte und die schlichte, ehrliche Weise, mit der sie gesprochen worden, zur Genüge. Der alte Mann ihm gegenüber hatte sogar den richtigen Vornamen des Gesuchten genannt, noch bevor er, Nathanson, eine Frage gestellt.

Behaglich streckte sich der Banquier auf seinem harten hölzernen Schemel, der ihm in diesem Augenblick angenehmer dünkte, als der weichste Sammetsessel. Er erwartete nun erst recht einen allseitigen Sturm auf die in Aussicht gestellte Erbschaft und mußte klug und vorsichtig sein und reden, damit er nicht etwa selbst in Verlegenheit gerathe.

Doch auch jetzt erfolgt nichts Derartiges, dafür aber beginnt der alte Winand ihn zu fragen, über den Verschollenen und nun Geschiedenen.

„Bevor ich antworten kann und darf," entgegnete Nathanson, „muß ich wissen, ob ich auf richtiger Fährte bin. Habt deshalb die Güte mir vorerst zu sagen, wer von Euerer Familie es gewesen, den Ihr

als verschollen betrachtet. Der Vorname, den Ihr genannt, stimmt allerdings. Also sprecht, offen und ehrlich, sagt mir Alles, was Ihr über die betreffende Person wißt, damit ich sehe, ob Euere Mittheilungen mit meinen von auswärts erhaltenen Notizen übereinstimmen.

In schlichter Weise antwortete Winand:

„Es war mein armer Bruder! — Meine Mutter hat sich fast todt um ihn geweint, als er spurlos aus unserm Hause und aus H. verschwand — mein Vater war schon früher gestorben. Nie habe ich seit jener Zeit eine Silbe von ihm gehört — bis heute, wo Ihr mir mittheilt, daß er gestorben. Der Herr sei mit ihm in seiner Barmherzigkeit und verzeihe ihm gnädig seine Schuld."

Eine Thräne wischte sich der alte Mann aus den Augen und auch die übrige Familie war sichtlich von der Nachricht und den Worten, die sie bis jetzt wohl zum ersten Male hörte, ergriffen. Aengstlich schmiegten sich die Kinder an die Mutter, nur Herr Nathanson schien nichts Anderes zu empfinden, als die

grimme Freude, daß er die richtige Spur gefunden, wenn ihn dies auch schließlich um eine Jahre lang gehegte Hoffnung, wohl gar um sein schönes baares Geld bringen konnte. Doch nein! Noch war nicht Alles verloren, es galt vielleicht nur einen neuen Kampf.

„Erinnert Ihr Euch der Zeit, wann Euer Bruder aus H. verschwunden?“ fragte er, in seinen Ton so viel Theilnahme als möglich legend, um ihn der augenblicklichen Stimmung der Familie anzupassen.

„Als ob es gestern gewesen! Ich war damals ein Bursche von etwa vierzehn Jahren. Der Niklas hatte für die Mutter gearbeitet, nun er fort war, mußte ich für sie sorgen. Ich war freilich noch sehr jung, doch hätte ich für Zwei gearbeitet, Tag und Nacht, denn es galt ja meiner armen guten Mutter. Ich hab's auch fertig gebracht, Gott sei Dank! bis an ihr seliges Ende hat der Frau nichts gefehlt. Daß er sie hülflos im Stich gelassen, wird hoffentlich dem Niklas nicht als Sünde angerechnet werden, dort oben.“

„Nennt mir das Jahr, wenn Ihr dies mit Gewißheit könnt.“

„Wartet! — Es war nach den Kriegen. Ich bin anno Zwei geboren, vierzehn dazu — ganz richtig! — es war im Jahre 1816.“

„Ah!“ rief Nathanson freudig, dann fuhr er mit gierigem Eifer in seinen Nachforschungen fort.

„Und habt Ihr seit jener Zeit wirklich — ich bitt' Euch, besinnt Euch recht! — nie mehr Etwas von dem Verschwundenen oder über ihn gehört?“

„Nicht das Geringste,“ entgegnete Winand in schlichter Einfalt, die keinen Zweifel zuließ. „Heute geschieht seiner zum ersten Mal vor mir Erwähnung und durch Euch. Doch nun sagt mir —“

„Geduld, guter Mann!“ beschwichtigte Nathanson den Alten. „Noch habe ich einige weitere Fragen an Euch zu richten. Welch ein Geschäft trieb Euer Bruder, mit dem er seine Mutter ernährte?“

„Er war Maurer.“

„Maurer?!“ schrie der Banquier unwillkürlich erschrocken.

„Maurer,“ fuhr Winand in seiner Rede fort, „wie unser verstorbener Vater es gewesen, und wie ich es noch heute bin.“

Das „Ah!“ welches Nathanson diesmal hören ließ, war ebenso wenig laut, als es freudig klang. Innerlich sich schüttelnd, saß der alte Mann da, als ob eine geahnte Gefahr unabweisbar sich ihm nähere.

Noch eine Frage wollte er stellen, doch wagte er es nicht, nicht weil sie ihm fast sonderbar vorkam, wohl aber weil er eine Beantwortung fürchtete, weil eine solche in seinem Sinne wohl sein Tod, auf alle Fälle aber das Ende seiner langjährigen Hoffnungen sein würde.

Erstaunt, fast ängstlich blickten die Uebrigen auf den plötzlich so still gewordenen, in sich zusammengefallenen alten Mann. Kaum wagten sie flüsternd miteinder zu verkehren, durch einzelne Worte sich ihre Bemerkungen mitzutheilen, da hob Nathanson langsam den Kopf.

Sein Gesicht hatte wieder jene ihm eigenthüm-

liche pergamentartige Farbe angenommen, welche die Erregtheit des Augenblicks bis jetzt gemildert, unbeweglich erschienen die Züge, nur die Augen leuchteten unheimlich. Nun tönte es matt, fast klanglos:

„Wißt Ihr, wo — bei wem Euer Bruder zuletzt — bevor er aus H. verschwand, gearbeitet?“

Eine kleine Weile sann Winand nach, dann antwortete er ruhig wie früher:

„Wo er zuletzt gearbeitet, weiß ich nicht — habe es vielleicht auch nie gewußt, oder wenn doch — vergessen. Bei wem und für wen er arbeitete, weiß ich dafür um so besser. Es war der Mann, der meinem seligen Vater Arbeit gegeben und dessen Sohn mich und die Meinigen heute noch erhält.“

„Sein Name!“ keuchte der Banquier mit heiserer Stimme und in einer Weise, als ob es einem verhaßten Feinde gelte.

„Es ist der Maurermeister und Bauunternehmer Steinert. — Doch nun, bester Herr, habe ich Euch wohl alle Euere Fragen beantwortet, jetzt ist die Reihe an Euch, erzählt mir von meinem armen verstorbenen Bruder!“

Als ob die Nennung des Namens des Wohlthäters der Familie den Bann gelöst, der seit dem Erscheinen des fremden jüdischen Mannes auf der kleinen Familie gelastet, wurden Alle nach und nach lebendiger und ungescheut entspann sich ein Gespräch über den verschollenen Ohm, von dem man bisheran kaum etwas gewußt.

Je lebhafter die Leute miteinander redeten, je stiller war Nathanson geworden. Obgleich Alle neugierig auf ihn blickten, eine Mittheilung erwarteten und auch berechtigt dazu waren, so schwieg der Fremde doch noch immer hartnäckig. Den Kopf auf die Brust gesenkt saß er eine Weile da, dann aber richtete er sich plötzlich auf und sich zum Gehen anschickend, sagte er mit seiner gewöhnlichen langsam dahinschleppenden Stimme und scharfer Betonung:

„Ich danke, guter Mann, für Euere Mittheilung. Zu Hause werde ich nachsehen, ob Alles stimmt, dann komme ich wieder her zu Euch. Bis dahin mag Euch und die Eueren der Himmel beschützen.“

Noch eine Verbeugung, dann schritt Nathanson

der Thüre zu, den alten Winand und dessen Familie ebenso überrascht als enttäuscht über das so plötzliche Ende des Besuches zurücklassend.

Während die Frauen und besonders der heißblütige Conrad dem Alten zuredeten, ihn gar bestürmten, die Sache nicht so ruhig hingehen zu lassen, sondern den fremden Menschen zurückzurufen und sofort zur Rede zu stellen, worüber der alte Winand jedoch mißbilligend den Kopf schüttelte, war Herr Nathanson bei seinem Wagen angelangt.

Der Kutscher hatte trotz der abgelegenen Gegend ein Glas Bier und auch einen Bissen gefunden, um seinen größten Hunger und Durst zu stillen. Trotzdem dachte er mit einer wahren Sehnsucht an den gedeckten Tisch daheim, und ohne zu fragen hätte er seinen Kunden im schnellsten Lauf nach Hause gefahren. Vor der Hand blieb dieser jedoch eine ganze Weile sinnend vor dem geöffneten Wagenschlag stehen. Endlich zog er die Uhr heraus.

„Halb Zwei vorüber!“ murmelte er vor sich hin. „Gegen zwei Uhr können wir dort sein. Er hat

gespeist und ist auf alle Fälle noch zu Hause. Also fort, damit es ein Ende werde."

Dann hob er rasch den Kopf und dem harrenden Kutscher in das unmuthige Angesicht schauend rief er laut:

„In die Zeughausstraße zu Herrn Bauunternehmer Steinert."

Der Kutscher unterdrückte einen grimmigen Fluch, doch schlug er die Wagenthür lautschallend hinter dem eingestiegenen Banquier zu. Galt es doch für den Hungrigen und besonders Durstigen einen neuen Aufenthalt von mindestens einer Stunde! Dann aber stieg er auf den Bock und hieb wie toll auf die Pferde ein, daß die Thiere im Galopp die stille Straße dahinrannten und Herr Nathanson in dem schlechten Wagenkasten nicht wenig gerüttelt und geschüttelt wurde.

Noch vor zwei Uhr langte der Wagen in der Zeughausstraße, vor dem Hause des Maurermeisters und Bauunternehmers Steinert an.

Herr Steinert war daheim und bereits in seinem

Bureau. Der Strike der Maurer war so gut wie vorüber und an allen angefangenen Bauten wurde schon wieder tüchtig gearbeitet.

Die kecke That des jungen fremden Maurers und seines ältern Gefährten hatten in Wahrheit ein Wunder gewirkt, wenn es für sie selbst vorerst auch nicht zum Guten ausgefallen. Schon am Tage nach dem Vorfall vor der Rose hatte sich eine ziemliche Anzahl Maurer bei ihrem früheren Meister gemeldet, welche sich bereit erklärt die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder aufzunehmen. So froh Herr Steinert auch darüber gewesen, so wenig hatte er dies den Leuten gezeigt. Mit finsterer Miene hörte er ihr Begehren, dann ihre verlegenen Entschuldigungen an. Nun setzte er ihnen in eindringlicher Weise das Thörichte ihres Thuns auseinander, wie auch die schlimmen Folgen, welche für die Leichtgläubigen und Verführten gewiß nicht ausgeblieben, um endlich mit freundlicheren Worten sie wieder aufzunehmen und in Arbeit zu setzen. Die Hauptschreier an jenem Unglücksmorgen hatte die Polizei zu finden gewußt und in

sicheren Gewahrsam gebracht, doch der eigentliche Anstifter des Strikes, der Maurer Arnsdörfer, der auch, nach Aussagen der Verhafteten, den Stein nach dem jungen Arbeiter auf dem Gerüst geworfen, war verschwunden. Wohl wurde ernstlich nach ihm gefahndet, doch bis jetzt vergebens. Alles dies hatte auf die Maurer gewöhnlichen Schlags sehr ernüchternd gewirkt und die Leute waren endlich ordentlich froh, daß sie ohne weiteren Schaden ihre frühere Beschäftigung wieder aufnehmen durften.

Herr Steinert war zufrieden, sein großes Geschäft ging den alten gewöhnlichen Gang und ein dankbares Andenken bewahrte er dem jungen Manne, der die eigentliche Ursache dieses glücklichen Umschwungs gewesen. Er hatte sich vorgenommen für ihn zu sorgen; wieder vollständig hergestellt, wollte er Meunier, der Intelligenz gezeigt und weit mehr Bildung zu besitzen schien, als Leuten seines Schlags gewöhnlich eigen, zu sich in sein Bureau nehmen, um ihn zu besserer Arbeit heranzuziehen. Aus diesem Grunde hatte er ihm allerlei Aufgaben gestellt, womit Meunier, der

seit mehreren Tagen das Bett verlassen, sich beschäftigte. Steinert hatte just einige Arbeiten des jungen Menschen vor sich, die er staunend betrachtete, als es anklopfte und gleich darauf Herr Nathanson in das Bureau des Bauunternehmers trat.

Herr Steinert kannte den reichen Banquier wohl, in guter Stimmung, nahm er ihn äußerst freundlich und zuvorkommend auf. Ohne lange Umschweife ging Nathanson auf sein Ziel los und stellte die Frage, ob Jener vielleicht von einem Maurer des Namens Winand wisse, der vor etwa sechsundvierzig Jahren, anno 1816, bei seinem, Steinerts Vater gearbeitet.

Der Gefragte lächelte. Wenn er auch älter war, als der soeben ihm genannte Zeitraum, so war er doch nicht alt genug, um sich derartigere Details erinnern zu können. Unverhohlen drückte er dies dem Banquier aus, verfehlte jedoch nicht, ihm zugleich zu sagen, daß er den Namen Winand seit seinen Knabenjahren stets im Geschäft vernommen, daß heute noch ein Winand bei ihm arbeite, der schon unter dem

früheren Haupte des Geschäfts, seinem verstorbenen Vater, wenn auch wohl nicht seit sechsundvierzig Jahren, hier thätig gewesen.

„Um den Bruder dieses Winands handelt es sich,“ antwortete Nathanson auf die Erklärungen Steinerts. „Im Jahre 1816 arbeitete der Mann, den ich suche, für Ihren verstorbenen Herrn Vater, dann soll er aus H. verschwunden sein.“

Herr Steinert sann nach, endlich meinte er achselzuckend, daß er sich keines andern Winands entsinne, als desjenigen, der jetzt noch bei ihm beschäftigt sei. Die Bücher des Vaters könnten vielleicht die gewünschte Auskunft geben, und wenn es Herrn Nathanson wirklich interessire, Näheres über die genannte Persönlichkeit zu erfahren, so wolle er nachschlagen lassen und das Resultat seiner Zeit dem Banquier mittheilen.

„Besten Dank, mein guter Herr Steinert,“ rief Nathanson erfreut, „doch habe ich keine Zeit zu warten. Es handelt sich um — um Eigenthümliches. Sollte es Ihnen möglich sein, mir jetzt einen Blick

in die Bücher Ihres verstorbenen Herrn Vaters zu gestatten, so würden Sie mich sehr, recht sehr verbinden."

„Die alten Geschäftsbücher befinden sich hoch oben unter dem Dache in einer Speicherkammer," entgegnete der Bauunternehmer, über den Eifer des Banquiers lächelnd, „wenn Ihnen das Steigen nicht zu anstrengend ist, so stehe ich gerne zu Diensten."

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Steinert!" rief der Banquier, den Andern kaum ausreden lassend. „Gilt es ein Geschäft, dann habe ich Beine wie vor — vierzig Jahren. Kommen Sie!"

„Meinetwegen!" lautete die Antwort, und wenige Augenblicke später befanden sich beide Männer auf der Treppe, welche in die oberen Regionen des großen Hauses führte.

Es war eine lange Reise bis hoch hinauf unters Dach und Herr Nathanson hatte zu viel gesagt, wenn er gemeint, daß dies Geschäft seine Beine verjüngen würde. Matt und die Kniee wie abgeschlagen langte er endlich mit seinem freundlichen Führer in der er-

sehnten Speicherkammer an, was ihn jedoch nicht hinderte, sich sofort an die Arbeit zu machen und die alten bestäubten Geschäftsbücher zu durchblättern, welche Herr Steinert hervorsuchte und ihm reichte.

Eine Menge Scripturen und Bücher aller Art lagen hier in ziemlicher Ordnung aufgestapelt. Die Jahrgänge folgten einander genau und das Jahr 1816 war bald aufgefunden gewesen. Vor einem alten weißtannenen Tisch, auf einem defecten Rohrstuhl saß der Banquier und schlug mit einer wahren Gier Blatt um Blatt um, ohne bis jetzt auf den gesuchten Namen zu stoßen. Es waren die Lohnbücher des verstorbenen Maurermeisters, welche der Sohn dem wißbegierigen Banquier vorgelegt. Hier fanden sich wohl die wöchentlich bezahlten Taglöhne, auch andere Ausgaben des Jahres 1816, bei Heller und Pfennig eingetragen, doch ohne die Namen der Empfänger; es hieß überall: dreiundzwanzig oder zwanzig Mann à zehn Silbergroschen pro Tag u. s. w., die Quittungen, wenn deren vorhanden oder überhaupt ausgestellt worden waren, mußten sich anderwärts befinden. Doch

Nathanson blätterte, suchte weiter und Herr Steinert half ihm.

Letzterer hatte jetzt einen ziemlichen Stoß zusammengeschnürter Papiere hervorgezogen, den Bindfaden abgelöst und die Bücher und Papiere auf dem Boden ausgebreitet. Da gab es große und kleine beschriebene Bogen und Blättchen, dazwischen gebundene oder nur geheftete Büchelchen, wie auch eine große Brieftasche von Leder, das ehemals schön roth gewesen sein mochte, jetzt schmutzig dunkel und besonders vergriffen aussah. Die Brieftasche enthielt ein Notizbüchlein, in diesem blätterte und las Herr Steinert.

Nach einer Weile näherte er sich dem an seinem Tische immerfort emsig suchenden Banquier.

„Ich glaube, daß ich Ihren Winand gefunden habe, hier lesen Sie!" sagte Steinert langsam, Nathanson die schmutzigrothe Brieftasche reichend.

Hastig nahm der alte Mann das Dargebotene, doch vermochte er die aufgeschlagene Stelle nicht zu lesen, denn seine Finger zitterten sichtlich.

Da ergriff Herr Steinert die eine Hälfte des

Notizbuchs und mit der andern Hand auf eine Stelle deutend, las er:

„Samstag den 26. Mai meine Leute ausgezahlt. Dem Niklas Winand seinen Lohn schuldig geblieben, derweilen er sich nicht gemeldet!“ — und etwas weiter abwärts deutend, fuhr Steinert fort: „Der Niklas Winand hat H. verlassen, ist heimlich davongegangen, hat zuletzt fünf Tage in der goldenen Rose gearbeitet, thut zusammen ein Thaler zwanzig Groschen, so ich seiner Mutter ausbezahlt!“

„Um Gotteswillen, was ist Euch?“ schrie der Lesende plötzlich auf, denn der alte Banquier hatte nach den letzten Worten einen langen zischenden Seufzer hören lassen, dann den Kopf bei Seite geneigt, und wäre er im folgenden Augenblick zu Boden gesunken, wenn Herr Steinert ihn nicht, wahrhaft erschrocken, in seinen Armen aufgefangen.

Eine Ohnmacht hatte den alten, so ungewöhnlich erregten Mann überfallen. Die Nachricht, wenn auch geahnt, hatte durch ihr endliches Eintreffen, ihre nunmehrige unumstößliche Gewißheit doch im ersten

Augenblicke furchtbar gewirkt. Ein Wunder, daß es nur eine Ohnmacht, und kein wirklicher Schlaganfall gewesen!

Herr Steinert befand sich in peinlicher Verlegenheit, allein, hoch oben unterm Dache, konnte er weder Hilfe herbeirufen, noch den Ohnmächtigen, oder gar Kranken verlassen. Auch hatte er weder Wasser, oder sonst irgend Etwas zur Hand, das hier hätte helfen können. Glücklicher Weise für den wackern Mann sollte diese Verlegenheit nicht zu lange andauern, denn noch immer unschlüssig, was er zu thun habe, bemerkte er plötzlich, wie die Lippen des Ohnmächtigen sich zuckend bewegten, nun allerlei unverständliche Laute murmelten, bis der alte Banquier endlich matt die Augen aufschlug, seinen Oberkörper dehnte, um ihn wieder in eine bequeme sitzende Lage zu bringen.

Die Krisis war vorüber und auch Herr Steinert athmete erleichtert auf.

„Ein Glas Wasser!" hauchte endlich der Banquier mit leisem Ton, zugleich seinen Begleiter so bittend anschauend, daß dieser sich sofort bereit erklärte, das

Verlangte zu holen, wenn Herr Nathanson sich nicht fürchte, bis zu seiner Wiederkehr allein zu bleiben.

Nathanson nickte bejahend, dann eilte Steinert hinaus, die Treppe hinab, um die gewünschte Erfrischung zu holen.

Als er nach kurzer Zeit mit der Magd, welche Wasser und eine Flasche Wein trug, wieder in der Dachkammer erschien, fand er den alten Banquier noch immer in derselben Lage in seinem Stuhl, nur schien Letzterer wieder vollständig ruhig geworden zu sein. Er hielt sein eigenes Taschenbuch in der Hand, in das er wohl die Notizen über den gesuchten Winand geschrieben, denn neben ihm lag aufgeschlagen die rothe Brieftasche. Seine Züge waren starr wie immer und der Blick der kleinen Augen ruhig und unbefangen, als ob Nichts vorgefallen.

Nathanson nahm einen Schluck Wasser mit Wein, dann erhob er sich, nickte Herrn Steinert dankend zu und bemerkte mit wenigen Worten, daß er gefunden, was er gesucht. Dann verließen alle Drei die Dachstube. Auf der Treppe mußte Herr Steinert seinem

sonderbaren Gast doch zur Seite bleiben und ihm oftmals beistehen, denn die Schwäche des alten Mannes war im Augenblick doch größer als er wohl zeigen wollte. Sie erreichten endlich glücklich den Hausflur und den Wagen, wo der Banquier nochmals durch ein Nicken des Kopfes und wenige Worte dem Bauunternehmer dankte. Hierauf rief er dem Kutscher das gewiß willkommene Wort: „Nach Hause“ zu, und bestieg das Gefährt, welches rasch davon rollte.

Die frische Luft, die Bewegung des Wagens thaten dem alten Manne wohl und rasch erholte er sich vollends. Doch mit zusammengebissenen Lippen saß er da, den Kopf gesenkt und seinen Gedanken nachhängend. Endlich aber richtete er das Antlitz empor, und einen unheimlichen Blick der kleinen Augen durch die Wagenfenster in die Ferne, gleichsam einem unsichtbaren Feind entgegensendend, flüsterte er leise, doch scharf und bestimmt:

„Es gilt einen neuen Kampf! und ich will ihn gewinnen, so wahr der Gott meiner Väter mir helfe!“

Als der Wagen vor dem großen schönen Hause

in der Hauptstraße hielt, der Banquier ausstieg, war er wieder der Alte geworden und so ruhig, als ob nichts Aufregendes vorgefallen. Er vermochte sogar mit dem Commis zu schelten, nachdem er einen Blick in dessen Arbeiten geworfen und sofort gefunden, daß der junge Mensch mehr gefaullenzt als geschafft.

So traf Herr Edmund van der Meulen den Banquier, der mit dem früher geschilderten eigenthümlichen Ausruf zu seinem Kunden in das Cabinet getreten.

„Gut, daß Sie da sind, Herr van der Meulen," redete Nathanson den Officier in trockener geschäftsmäßiger Weise an, „hätte Sie sonst rufen lassen müssen, denn ich habe Ihnen mit wenigen Worten Vieles zu sagen."

Herr Edmund van der Meulen schien äußerst zerstreut. Er blickte den Sprecher nicht einmal an, dafür irrte sein Blick unruhig von dem großen eisernen Kassenschrank durch die Thüre, welche Nathanson offen gelassen, hinaus in den kleinen Laden, durch dessen Fenster man die auf dem Trottoir vorbeipassirenden Fußgänger deutlich sehen konnte.

Der Banquier bemerkte die Zerstreutheit des jungen Mannes, unmerklich zog er die Stirne in Falten, dann sprach er lauter und seiner Stimme eine Schärfe gebend, die im Verein mit den Worten im Stande war, einen Träumenden aus einem noch so schweren Traum zu wecken.

„Merken Sie auf, Herr van der Meulen! Sie haben ein Geschäft mit mir gemacht und haben schlecht dabei gehandelt, nur das Gegentheil von der Wahrheit gesagt, haben mir die Rose verkauft, ohne die Gewißheit, daß Sie es gedurft, daß Ihr Herr Bruder und Miterbe todt ist. Lebt er — und das Gegentheil können Sie mir nicht beweisen — so wird er kommen und sein Theil an der Rose verlangen, das Sie ohne Recht weggegeben. Wissen Sie, wie man das nennt, Herr Officier? — Ich will es Ihnen sagen, nein! — durch meinen Advokaten sagen lassen, wenn Sie mir von jetzt an — in zwei Mal vier und zwanzig Stunden, nicht mein Capital, sammt Zinsen von zwölf Tagen bei Heller und Pfennig bezahlt. — Haben Sie gehört, Herr van der Meulen? Ich gebe Ihnen aus

reiner Menschenliebe zwei Mal vier und zwanzig Stunden Zeit dazu. Ich könnte das Geld auch sogleich verlangen, aber Sie würden es nicht bezahlen können und ich müßte Sie gleich verklagen, da will ich lieber noch zwei ganze Tage warten, aber dann — dann heißt es bezahlen — oder —"

Herr Nathanson, der stets eifriger, lauter geredet — der Gedanke an sein schönes Geld, das er wiederzuerlangen wünschte, hatte ihn denn doch in etwas aus seinem geschäftsmäßigen Gleichmuth aufgerüttelt — hielt plötzlich überrascht, ja erschrocken inne. Herr Edmund van der Meulen, der immerfort zerstreut zugehört, hinaus und wohl auf die Straße gestarrt, war plötzlich zusammengefahren, im folgenden Augenblick aber, ohne des Banquiers und dessen inhaltschweren Worten nur im Geringsten zu achten, mit raschen Sätzen hinaus in das Comptoir und dann auf die Straße gesprungen, wo er auf dem Trottoir Halt machte und scharf in die sich rasch nach allen Richtungen hin bewegende, sich kreuzende, verschwindende und stets wieder erneuernde Menge der Fuß-

gänger schaute. Noch einen Augenblick, dann eilte er schnell in der Richtung nach dem Theater davon.

Während der Banquier gesprochen, hatte der Officier ganz andere Gedanken in seinem Hirn herumgeworfen, plötzlich aber erblickte er draußen auf der Gasse eine verschleierte Dame, die rasch an dem Fenster des Comptoirs vorüberhuschte. Er glaubte sie trotz des Schleiers erkannt zu haben — die Laforest war es gewesen! und schon stürzte er von rasender Eifersucht gefoltert hinaus auf die Gasse. Anfänglich sah er sie nicht mehr, doch bald entdeckte sein Auge die leicht und schnell Dahinschreitende. Es war Gülla! nur sie hatte diesen herrlichen Wuchs, der trotz des einfachen grauen Seidenkleides, trotz der den Körper umhüllenden Mantille, zu erkennen war; nur sie allein hatte diesen leichten elastischen Gang — und schon flog Edmund hinter ihr drein, sie einzuholen, zur Rede zu stellen, denn was hatte Gülla jetzt und allein in solcher Toilette, die einer Maske gleich kam, draußen zu thun? Wo ging sie hin, sie, die für krank gelten mußte, sich nicht zu Fuße zeigen durfte?

Noch wenige Augenblicke, nur noch ein paar Sprünge, dann hatte Edmund die Flüchtige eingeholt, doch plötzlich sah er sie nicht mehr, wie scharf er auch blitzenden Auges die Straße entlang spähte. Sie mußte entweder in der Erde, oder — im offenen Eingang des Theaters, in dem großen düsteren Flur verschwunden sein. Dort war der Officier angelangt, als er den hastigen Schritt hemmte. Schon wollte er eintreten, als er auf der Schwelle noch einmal flüchtig in die Runde schaute.

Er sah Gülla nicht mehr, doch dafür bemerkte er eine junge Dame, welche aus seinem elterlichen Hause, der goldenen Rose, trat und auf das Theatergebäude zuschritt.

Jetzt erkannte er diese.

Es war das schöne junge Mädchen, die Tochter des Regisseurs, die Edmund schon einmal in ähnlicher Weise getroffen.

Er mußte Gülla vergessen haben, denn er betrat den dunklen Flur des Theaters nicht, sondern verweilte vor der Hand harrend vor dem Eingang, auf dem Trottoir.

Neuntes Capitel.

Die Blende im Kamin.

Während der Woche, welche seit der Katastrophe vor der Rose verlaufen, hat sich das Befinden Jean Meuniers auffallend gebessert, noch wenige Tage und er wird wieder vollständig hergestellt sein, das Haus verlassen und an seine Arbeit gehen können. Bereits seit mehreren Tagen ist er aus dem Bette und gerne wäre er hinaus in die Luft gegangen, wenn Frau van der Meulen als seine Pflegerin ihm dies durch Babette erlaubt hätte. Dafür darf Jean in dem kleinen Hof umhergehen und in seinem Zimmer treiben, was er will. Hier hat sich Manches verändert. Die sonst stets offene Thüre des Neben=

zimmers war geschlossen worden, denn die Frau des Hauses hatte das Zimmer zu Haushaltungszwecken benutzen wollen und benutzte es in der That auch oft, auffallend oft und lange hantirte die alte Frau ganz allein darinnen. So schien es, doch ach! es war ein eigenthümliches, rührendes Hantiren. Stundenlang saß die arme Mutter hinter der geschlossenen Thüre und suchte irgend ein Lebenszeichen ihres Sohnes zu erhaschen, dem sie sich offen nicht nähern durfte. War Jemand bei ihm, so lauschte sie nassen Auges, doch frohen Herzens seinen Worten, schlummerte er, so achtete sie seiner Athemzüge und wußte sie sich sicher, dann schloß sie leise — leise die Thüre auf, überglücklich nur einen Blick auf ihr Kind, dem sie so wehe gethan und das sie nun aus vollem Mutterherzen mit einer reinen, heiligen Freude liebte, werfen zu können.

Seit dem Verschluß der Thüre des Nebenraumes war Meuniers Zimmer mit Büchern und Schreibmaterial ausgestattet worden, als ob es zu einem Studirzimmer, sogar für längere Zeit, hätte werden

sollen. An gutem Zeitvertreib fehlte es daher dem so sorgfältig Gehüteten nicht. Oft erhielt er Besuche von dem alten Winand und dessen Familie, die nach und nach, Groß und Klein sich zeigte, um Meunier zu sehen, zu begrüßen und sich an seiner endlichen Genesung zu erfreuen. Auch Herr Steinert kam ab und zu und hatte längere, ernstere Unterredungen mit dem jungen Manne, nach welchen Meunier stets zur Feder griff, zu schreiben und zu rechnen, endlich auch zu zeichnen begann. Bei seinem Wiederkommen prüfte Herr Steinert dann die schriftlichen Arbeiten Jeans und äußerte sich meistens sehr zufrieden darüber, fand sich oftmals sogar davon überrascht. Endlich hatte er dem jungen Manne mitgetheilt, was er mit ihm vorhabe, daß er ihn in sein Bureau nehmen und zum Architekten heranbilden wolle, was Meunier mit größtem Dank, ja mit Enthusiasmus aufnahm. Am Tage nach diesem Gespräch fand Jean zu seiner Freude seinen Arbeitstisch mit Zeichnungen und Zeichengeräth aller Art bedeckt, welche ihm zu seinem Vorhaben von größtem Nutzen sein konnten, und mit einem wahren

Feuereifer begann er zu lesen und zu studiren, zu rechnen und zu zeichnen.

Babette ging stets ab und zu und ließ ihn still gewähren. Auch die Alte freute sich herzlich des Wiederhergestellten und mit inniger Liebe vergalt ihr dies der junge Mann. Oftmals faßte er sie bei der Hand, schaute sie mit seinen großen dunklen Augen lange an, dann verzog sich sein Gesicht zu einem eigenthümlichen frohen, fast verschmitzten Lächeln, und es war, als ob er sie fragen wollte: Babette, willst Du denn Deinen Jan gar nicht mehr wiedererkennen? Doch die Alte wich ihm klüglich aus, lachend lenkte sie das Gespräch in eine andere Bahn und Jean — blieb stumm. Wozu hätte sie auch sich und Alles verrathen sollen? Sie wußte doch, was ihr zu wissen angenehm, nicht an ihr, wohl aber an den Eltern war es, den Anfang zu machen. Und dieser Augenblick werde wohl auch bald, ganz gewiß recht bald kommen, dessen war die Alte gewiß.

Die Mutter hätte nicht besser verlangt, als den Wiedergefundenen wieder in ihrer Arme schließen, an

ihr Herz drücken zu dürfen. — Doch der Vater?! Dieser hatte sich nur einmal, gleich nach dem Vorfall, vor dem Verwundeten sehen lassen; seit jenem Tage war er nicht mehr herunter gekommen, er hatte wohl zu viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun.

Wenn Jean nun auch den Vater gar nicht, die Mutter nur verstohlen sehen konnte — denn ihrer naiven mütterlichen Schlauheit hatte er bald die des Kindes entgegen gestellt, und fingirte er oftmals einen festen Schlaf, nur um einen Blick, oder gar einen hingehauchten Kuß der Mutter zu erhaschen — so wurde ihm dafür dann und wann ein Besuch, der sein Herz gewaltig schlagen machte und mit einer süßen, unnennbaren Freude, doch auch wieder mit tiefem Weh erfüllte.

Das hübsche junge Mädchen, Fräulein Hanna Eder, hatte ihren Pflegebefohlenen nicht vergessen, selbst dann nicht, als er ihrer Pflege keineswegs mehr bedurfte. Mit wohlthuendem Freimuth näherte sie sich ihm, wenn sie in Gesellschaft der alten Babette

das Zimmer des Genesenden betrat; offen und herzlich reichte sie ihm zum Gruße die Hand, und mit ihren hellen Augen schaute sie ihn so unbefangen und doch auch wieder so gutmüthig freundlich an, daß Jean den Blick bis tief in sein Herz zu spüren meinte und ein leichtes Roth seine noch immer blassen Wangen färbte. Angelegentlich, mit unverhohlener Theilnahme erkundigte Hanna sich dann nach dem Fortgang seiner Arbeiten, und der junge Mann war glücklich, ihr Gutes berichten, Neues, das er gefertigt, zeigen zu können, worüber Hanna immer mehr in Staunen gerieth.

Dies änderte jedoch unwillkürlich das Verhältniß der Beiden.

Hanna hatte Meunier anfänglich, wenn auch just nicht für einen ganz gewöhnlichen Arbeiter, doch immer nur für einen solchen gehalten und darauf hin geglaubt, ihm unbefangen zeigen zu dürfen, welchen aufrichtigen Antheil sie an seinem Unfall, seinem Schicksal nehme. Die von Herrn Steinert angeregten Arbeiten und ihre überraschende Ausführung durch Meunier, der draußen auf dem Gerüst als Maurer

geschafft und nun ziemlich complicirte Rechnungen löste, Zeichnungen fertigte, wozu eine gute und nicht gewöhnliche Vorbildung erforderlich war, erregten in dem Mädchen neben ihrem freudigen Gefühl des Staunens doch auch eine gewisse Bangigkeit, denn der junge Mann war auf keinen Fall das, was er zu sein vorgab. Dies einmal als bestimmt angenommen, mußte sich ihren Vermuthungen ein weites Feld öffnen und das Mädchen dadurch ängstlicher, zurückhaltender werden. Meunier bemerkte es mit Wehmuth und gab sich auch keine Mühe, dies Gefühl zu verbergen. Babette, die stets bei dem Zusammensein der beiden jungen Leute zugegen war, lächelte darüber, und wenn Hanna draußen mit wenigen Worten ihr Befremden über das von Meunier Gesehene ausdrückte, dann lachte die Alte sogar recht vergnügt und laut auf und schalt das Mädchen mit freundlichen Worten eine Thörin, daß es sich nicht auch freue über die großen, gewaltigen Fortschritte, welche ihr Schützling gemacht, seit er sich in ihrer Beider Pflege befinde, wie über die gar herrlichen Aussichten, welche sich ihm

durch den Eintritt in das nur etwas zu düstere Bureau des wackern Herrn Steinert eröffnet.

Nach solchen Ausbrüchen der Lustigkeit der Alten verstummte Hanna vollends und fand auch ihre frühere unbefangene Stimmung nicht wieder, wenn sie dann ihren Besuch bei der alten Frau van der Meulen machte. Denn diese plauderte und lachte genau so wie ihre Dienerin, wenn auch dabei die Herzlichkeit gegen Hanna sich als eine ganz ungewöhnliche zeigte, die das Mädchen für den Augenblick alles Uebrige vergessen lassen mußte.

Bei solchen Unterredungen, die bei jedem Besuch wiederkehrten, konnte Hanna nicht umhin, sich unwillkürlich zu sagen:

„Es ist fast, als ob Frau van der Meulen bei meinem Gespräch mit Herrn Meunier zugegen gewesen, als ob sie jedes Wort gehört und doch war nur die alte gute Babette mit uns in dem Zimmer! — Sonderbar!" —

An demselben Nachmittage, wo Herr Banquier Nathanson eine wirkliche und ihm entsetzliche Entdeckung

gemacht, Herr Edmund van der Meulen eine gleich schreckliche, wenn auch in anderer Art, machen sollte, finden wir Babette und Fräulein Hanna in dem Zimmer Meuniers.

Fräulein Eder ist gekommen um der alten Frau van der Meulen einen Besuch zu machen, Babette traf sie am Eingange des Hauses und nun mußte das junge Mädchen bei dem Kranken, der nicht im Geringsten mehr krank war, eintreten, nur um sich zu überzeugen, wie wunderbar ihre Pflege gewirkt, und gerne, wenn auch etwas zögernd, folgte Hanna der alten guten, geschwätzigen Dienerin.

Jean Meunier sitzt am Tische und zeichnet. Wie Hanna und Babette eintreten, erhebt er sich kerzengerade und sein Auge leuchtet auf. Wie absichtslos bedeckt er seine Zeichnung mit einem Blatt Papier, schiebt sie dann bei Seite und tritt den Ankommenden entgegen. Er trägt zwar noch immer eine Binde um die Stirne, doch diese dient nur, die vernarbende Wunde zu verdecken. Es ist ein schmales schwarzes Seidentuch, welches sich fast mit der Farbe des Haares

vereinigt, doch dafür die Blässe des Gesichts schärfer hervortreten läßt, das jedoch in diesem Augenblick eine leichte Röthe überfliegt.

Mit freundlichem Wort und Blick begrüßt ihn das Mädchen, doch reicht sie ihm nur die Fingerspitzen, fast als ob sie sich fürchte, die ganze Hand in die Meuniers zu legen. Die ersten Fragen gelten seinem Befinden und der junge Mann antwortet, daß er nichts Unbehagliches mehr spüre, wieder vollständig hergestellt sei und sofort seine Arbeiten beginnen könne. In schlichter Weise gedenkt er dankend der ihm in der Rose gewordenen Hülfe und Pflege, und weiß seine Worte so gut zu wenden, daß ein voller Theil dieses Dankes seiner ersten eigentlichen Retterin gilt. Nun ist es an Hanna zu erröthen und rasch sucht diese das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Die alte Babette giebt ihr auch schon die beste Gelegenheit dazu.

Sofort nach ihrem Eintritt war die Alte, die beiden jungen Leute sich selbst überlassend, um den Tisch herumgegangen, nach der Stelle, wo die zu=

gedeckte und weggeschobene Zeichnung lag. Mit kecker Hand hatte sie das Papier entfernt und starrte nun wahrhaft an, was Jean geschaffen. Ihr Erstaunen, anfänglich stumm, ging bald in einzelne Ausrufungen über und so mußte denn Hanna bald und just zur rechten Zeit auf sie aufmerksam werden.

„Bei meinem Eintritt legten Sie Ihre Arbeit bei Seite," sagte nun das junge Mädchen, „darf ich nicht sehen, was Sie gezeichnet?"

Zögernd, doch mit bittender Stimme, klang es als Antwort:

„Wenn Sie es befehlen, mein Fräulein — gewiß! Doch wenn ich Sie um Etwas bitten dürfte, so wäre es, meine Versuche unbeachtet zu lassen — sie verdienen nichts Besseres."

Hanna blickte dem jungen Mann erstaunt in das Antlitz. Er hatte diese wenigen Worte in einer so eigenthümlichen Weise gesprochen, daß sie glaubte eine andere Ursache seiner Weigerung, als die angegebene, annehmen zu müssen. Sie erwiderte:

„Sie zweifeln doch nicht etwa an dem aufrichtig=

sten Antheil, den ich an Ihren Arbeiten und Fortschritten nehme?"

„Das wäre eine Sünde, Fräulein Hanna!" protestirte Jean mit Eifer, dann fuhr er wie früher fort: „Und dennoch meine ich, es wäre besser — für mich, wenn Sie meinem derartigen Thun keine Beachtung schenken."

„Sie sprechen in Räthseln," entgegnete das Mädchen, diesmal wirklich verwirrt.

„Früher," fuhr Meunier mit Wärme fort, „sahen Sie in mir nur den schlichten Arbeiter mit geringen Kenntnissen ausgerüstet und der Antheil, den Sie dem einfachen Manne widmeten, hatte eine Offenheit und natürliche Herzlichkeit, die ich jetzt, nachdem Sie gesehen, daß ich in meiner Jugend vielleicht etwas gelernt — verzeihen Sie mir die Kühnheit — schmerzlich vermisse. O, wie gerne will ich Feder und Stift bei Seite werfen und ferner nur das sein, was ich war — wenn Sie dadurch wieder werden könnten, wie früher!"

Das Mädchen erröthete, doch rasch und bestimmt klang es von ihren Lippen:

„Nun muß ich Ihnen Ihr eigenes Wort wiederholen, Herr Meunier: das wäre eine Sünde! Sie haben Kenntnisse, Talent, und dürfen diese nicht unbenutzt lassen. Es ist dies eine Pflicht gegen sich selbst, die Sie erfüllen müssen."

„Nur um Ihnen — und Frau van der Meulen zu zeigen, daß Sie keinem Unwürdigen Ihre Theilnahme zugewendet, habe ich mit allem Eifer, aller Glut meines Herzens die mir gebotene Gelegenheit ergriffen, um mir eine Stellung im Leben zu erringen, um — auch ferner Ihnen, mein Fräulein, nahe sein, zu Ihnen aufschauen zu dürfen! Dieser Gedanke beseelte, ermuthigte mich mit allen Kräften zu kämpfen, nach dem mir in Aussicht gestellten Ziel zu streben. Und nun, gleichsam beim ersten Schritt auf neuer Bahn, zu einem neuen schönen Leben und Glück — wollen Sie mir Ihre Hand entziehen, die mich doch in Wahrheit vom Untergange gerettet und dem Dasein erhalten?!"

Mit leiser, doch tiefer, glühender Stimme hatte Meunier gesprochen, zugleich die Hand des verwirrt

und erröthend vor ihm stehenden Mädchens erfaßt, gleichsam um für seine Worte eine andere, sprechende Antwort zu erzwingen. Zitternd wartete er, ob Hanna ihm ihre Hand entziehen würde; wohl drückte er sie leicht, doch ohne sie festzuhalten. — O Glück! sie blieb in der seinigen ruhen, wenn sie auch eine leichte bebende Bewegung verrieth. Mit fester Stimme entgegnete das Mädchen, den vollen Blick ihrer schönen Augen nicht von dem bleichen Gesicht des jungen Mannes abwendend:

„Ein jeder Mensch darf ringen und streben nach einem Ziel, einem Ideal, soweit er es in seinem Herzen zu erfassen und zu begreifen vermag. Die Fähigkeiten und Talente, welche Gott ihm gegeben, verleihen ihm zugleich ein Recht solchen Kampf zu wagen, aus dem er siegreich hervorgehen wird, wenn sein Wollen ebenso rein und redlich als fest und beharrlich ist."

„O Dank für diese Worte!" jauchzte Meunier förmlich auf, die Hand Hanna's an seine Lippen führend und einen Kuß darauf drückend. „Und

nun sollen Sie auch meine Arbeiten sehen! Jetzt darf ich sie Ihnen getrost zeigen, denn ich weiß, daß eiserner Fleiß und fester Wille nicht mehr entzweiend zwischen uns treten werden."

Damit begann er vor den staunenden Augen Hanna's einige Blätter auszubreiten, welche architektonische Zeichnungen für kleinere Bauten enthielten, fast so glatt und sauber, als wären sie aus der Hand eines Mannes von Fach hervorgegangen. Mit freudiger Hast erzählte er dem horchenden Mädchen, daß er in seiner Jugend Gelegenheit gehabt, einen guten Zeichenunterricht zu genießen und wie er jetzt zu seiner größten Freude gesehen, daß er das Gelernte, trotz langer Jahre, nicht vergessen. Er zeigte ihr ferner seine schriftlichen Arbeiten, die er auf Anregung des Herrn Steinert ausgeführt. Es waren Berechnungen, Voranschläge der kleinen hübschen Bauwerke, welche er nach gegebenen Vorlagen und Anweisungen gezeichnet und aufgestellt.

Hanna freute sich der Arbeiten, welche in der That ebenso viel Talent als Fleiß und eifrigen Willen

bekundeten, und zeigte dies ohne Rückhalt dem jungen Manne. Sie vergaß dabei ganz der alten Babette und als sie endlich Jener wieder gedachte und sich fast verlegen nach ihr umschaute, war die Alte verschwunden und das Mädchen wohl schon längere Zeit mit Meunier allein in dem Zimmer.

Wahrhaft erschrocken fuhr Hanna zusammen und wollte sich, den Bitten Meuniers ungeachtet, sofort entfernen. Da trat die Alte lächelnd ein und mahnte selbst an den Aufbruch, weil Frau van der Meulen gewiß zürnen würde, wenn sie erführe, daß das Fräulein schon so lange — fast eine Stunde! im Hause sei, ohne sich bei ihr zu zeigen.

Heiterer und herzlicher war der Abschied der beiden jungen Leute als ihre Begrüßung es gewesen und lange Zeit hielt Meunier die Hand des schönen Mädchens in der seinigen. Hanna ließ es nicht allein gewähren, sondern erwiderte auch den Druck, den Jean bis an sein Herz zu spüren meinte. Mehr durch Blicke als durch Worte dankte er dafür und mit einem letzten wahrhaft seligen Blick nahm er Abschied von ihr.

Draußen, auf dem düstern Corridor athmete Hanna tief auf; sie fand sich so glücklich, daß sie laut hätte jauchzen und singen mögen, und es gewiß auch gethan hätte, wenn sie sich nur nicht in einem fremden Hause befunden. Da fühlte sie sich plötzlich von zwei Armen umfangen und ein Kuß wurde ihrer Wange. Fast hätte Hanna einen Schrei des Schreckens ausgestoßen, doch wußte sie bereits, daß die unerwartete Liebkosung von einer Frau herrührte, die entweder aus der Erde aufgetaucht, oder — aus einer früher geöffneten Thüre herausgetreten sein mußte. Jetzt hatte Hanna sie erkannt; es war die alte Frau van der Meulen, welche das Mädchen auf so eigenthümliche Weise begrüßt und nun an ihrem Arm die Treppe emporstieg nach der freundlichen Stube mit den bunten Leinwandtapeten, wo Hanna bei ihr bleiben und mit ihr plaudern sollte bis zum Abend.

Meunier hatte sich wieder an seine Arbeit setzen wollen, doch war ihm dies nicht möglich gewesen. Was er Schönes, Hoffnungsvolles erlebt, mußte er

im Geiste noch einmal durchkosten, noch einmal sich die Worte wiederholen, welche ihn einen Himmel von Glück hatten ahnen lassen. Mit raschen Schritten ging er in dem weiten Gemach auf und nieder, sich unbehindert seinen Gedanken hingebend. Er, der sich bereits verloren, dem Untergang verfallen gewähnt, durfte wieder hoffen! Durch eigene Kraft, festen Willen hatte er ein vergangenes Leben voll sündiger Unthätigkeit von sich abgeworfen und eine neue Bahn betreten, wo beim ersten Schritt ihm wohl Unglück begegnet, das ihn doch auch wieder in wunderbarer Weise zum Guten geführt. Er sah jetzt schon reichsten Lohn seines besseren Wollens ihm werden, und heilig gelobte er sich nimmer zu wanken, sondern rastlos weiter zu streben, um das geträumte Ziel zu erreichen: eine geachtete bürgerliche Stellung und — ein häusliches Glück an der Seite des holden Mädchens mit dem klaren Auge und dem reichen Herzen.

Unwillkürlich schaute er nach der Stelle, wo sie gestanden und seine Arbeiten betrachtet. Da fiel ihm plötzlich ein, daß Herr Steinert morgen kommen

wolle, um seine neuen Zeichnungen und Voranschläge zu holen, und Manches war noch fertig zu machen. Jean hatte indessen noch einen ziemlichen Theil des Nachmittags vor sich, denn vier Uhr war kaum vorüber, und rasch entschlossen trat er an den Tisch, um die angefangenen Arbeiten zu vollenden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und eine mächtige Männergestalt trat in das Zimmer.

Es war Herr Klaas van der Meulen.

Erschrocken fuhr Jean zusammen und mit der Hand nach der Platte des Tisches, um einen festeren Halt zu finden, während er zugleich versuchte sein Gesicht so viel als möglich im Schatten zu bergen.

Doch solche Vorsicht war unnöthig. Der alte Herr schien gar zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein, denn er warf nur einen flüchtigen Blick auf den jungen Menschen, der für ihn nur ein einfacher Maurer, ein Arbeiter war, dem Eigenthümer der Rose zu Dank verpflichtet, der den Verwundeten nicht in's Spital geschickt, sondern im eigenen Hause verpflegt.

Ein Gruß, von der tiefen Stimme des Hausherrn mehr gemurmelt als gesprochen, wurde dem kerzengerade hinter dem Tische stehenden Meunier, dann ließ Herr van der Meulen sich schwer auf einen Stuhl fallen und schien vor der Hand noch keine rechte Lust zu haben, ein Gespräch zu beginnen, oder dem erstaunten Jean die Ursache seines unerwarteten Besuches mitzutheilen.

Der Kopf blieb auf die Brust gesenkt, stumm der Mund, während die fleischigen Finger der Linken auf der Tischplatte langsam eine spielende Bewegung begannen. Endlich, ohne seinem Körper eine andere Stellung zu geben, den Blick auf Meunier zu richten, sprach er in mattgleichgültiger Weise, etwa wie ein Vornehmer, der es nicht der Mühe werth hält irgend eine Anstrengung zu machen, um zu einem gewöhnlichen, unter ihm stehenden Menschen zu reden:

„Muß auch einmal nach Euch sehen, junger Mensch, und freue mich, daß Ihr wieder auf den Beinen seid! Es war eine tüchtige Schramme und könnt Gott danken, daß sie so schnell zugeheilt.“

„Nur die gute Pflege, welche mir in Ihrem Hause geworden, hat dies zu Wege gebracht und hätte ich Ihnen gerne schon längst dafür meinen — besten Dank abgestattet — doch wagte ich es nicht.“

Zögernd und leise hatte Meunier gesprochen, dennoch schien die Stimme den alten Herrn ganz eigenthümlich zu berühren, denn er hob nunmehr den Kopf und blickte den Sprechenden wie überrascht und zum ersten Mal genauer an. Es dauerte indessen nicht lange und schon nach wenigen Augenblicken senkte er wieder den Blick und fuhr vor sich hinmurmelnd fort:

„Freut mich, wenn es Euch an Nichts gefehlt hat und könnt Ihr immerhin so lange in der Rose bleiben, als Ihr wollt und es Euch noththut — oder Ihr es aushalten könnt, denn das Faullenzen wird einem Manne Eueres Schlags doch kein Vergnügen machen. Heh?“

„Je eher je lieber nehme ich meine Arbeit wieder auf,“ klang es in bestimmterer Weise als Antwort,

„und fühle ich mich auch kräftig genug dazu, doch der Arzt wie auch — Frau van der Meulen wollen es noch nicht zugeben.“

„Ah! wenn meine Frau es nicht will, dann müßt Ihr es auch hübsch bleiben lassen, Blexem! Uebrigens meine ich doch, daß etwas Uebung nicht schaden könnte!“

„Ich bin noch keinen Augenblick, seit ich das Bett verlassen durfte, unbeschäftigt geblieben.“

Herr van der Meulen schaute wiederum überrascht und lebendig auf. „Und was habt Ihr denn eigentlich getrieben? Ich sehe hier weder Handwerkszeug, noch wüßte ich nicht, daß es in der früheren — Kinderstube etwas zu mauern gäbe?“

Meunier lächelte, doch wurde er auch recht verlegen. Er hätte seine Zeichnungen und Schreibereien dem alten Herrn um keinen Preis zeigen mögen. Deshalb entgegnete er nach einigem Zögern:

„Ich lese — und glaube mich so zu unterrichten. — Es ist dies freilich keine Arbeit im eigentlichen Sinne, aber —“

„Nach einer solchen sehnt Ihr Euch wohl?“ unterbrach ihn van der Meulen mit eigenthümlicher Lebendigkeit und da Meunier einen Augenblick mit der Antwort zögerte, fuhr der alte Herr fort: „Ich hätte so eine kleine, gar nicht anstrengende Arbeit für Euch — durch deren Ausführung Ihr mir sogar — einen rechten Gefallen und Euere Dankbarkeit erweisen könntet.“

„Redet, Herr!“ rief Meunier, ohne Rückhalt sich einem leicht erklärlichen Enthusiasmus hingebend und dabei einen Schritt hinter dem Tische vor und auf den alten Herrn zutretend. „Redet, befehlt! und Euere Aufträge sollen so rasch und pünktlich ausgeführt werden, als dies ein Mensch mit dem besten Willen nur vermag — nur dürfen sie, leider! — keine allzugroßen Ansprüche an meine Fertigkeit stellen, denn mein Wissen ist gleich gering wie meine Geschicklichkeit; ich bin eben nur ein — einfacher Maurer.“

„Es ist nur eine Spielerei!“ rief der Alte sichtlich erfreut über den Eifer, welchen der junge Mann kundgegeben, „und ich werde die Arbeit schon über-

wachen. O, ich verstehe auch noch Etwas von — Euerem Handwerk, doch bin ich zu alt, um selbst noch Hammer und Kelle zu führen — Auge und Hand sind unsicher geworden. Es freut mich übrigens recht sehr, daß ich Euch so bereit gefunden meinen Wunsch zu erfüllen, das ist brav von Euch und deshalb — — nehme ich Euer Anerbieten an."

„Nochmals, was soll ich thun? Es ist noch helllichter Tag und geht es an, so soll die Nacht kein Hinderniß sein."

„In einer halben Stunde kann's vorerst gethan sein," entgegnete Herr van der Meulen seine Stimme dämpfend, und sogar recht geheimnißvoll fuhr er fort: „Nur möchte ich die kleine Arbeit ganz in der Stille abgethan wissen, meine Frau braucht Nichts davon zu erfahren, auch die alte Babette nicht. Meine Gertraud hat Besuch, ein junges Mädchen aus der Nachbarschaft ist bei ihr und Beide werden in der vordern Stube wohl bis zum Abend sitzen bleiben; die alte Babette habe ich mit einer Commission fortgeschickt und vor einer Stunde kann sie nicht heim-

kommen, der Benedict ist taub und nicht zu beachten — deshalb kommt, es dürfte jetzt die rechte Zeit dazu sein."

Dabei hatte Herr van der Meulen sich ungewöhnlich lebendig erhoben und machte nun Miene auf die Thüre zuzuschreiten. Meunier, der mit wahrhaftem Erstaunen die sonderbaren Vorsichtmaßregeln vernommen, schickte sich zwar an ihm zu folgen, doch sagte er noch zögernd:

„Doch das Handwerkszeug, Kelle, Hammer und Speiß — wenn es etwas zu mauern giebt? — Soll ich vielleicht draußen von den Leuten, die am Verputz des Hauses arbeiten, das Nöthige verlangen?"

„Vorerst haben wir nur einen Hammer nothwendig und der ist bei der Hand; das Uebrige könnt Ihr am Abend, und wenn es dunkel ist, leicht besorgen. — Kommt!"

Damit schritt der alte Herr zur Thüre hinaus und ohne Zaudern folgte ihm Jean Meunier.

Den untern Corridor ging er entlang, dann die Treppe hinauf. Hier öffnete Herr van der Meulen

die Thüre eines der letzten, nach dem Hofe zu liegenden Zimmer. O, Jean Meunier kannte es wohl! es war das Schlafzimmer seines Vaters einstens, wie auch wohl noch heute.

Hinter ihnen verschloß Herr van der Meulen leise die Thüre, dann durchschritt er ohne Aufenthalt den Raum und öffnete eine nach dem Hofe zu gehende Thüre, die auf die Gallerie führte, welche das Vorderhaus mit dem Hintergebäude verband. Ueber diese schritten Beide und betraten dann die Zimmer des Hinterbaues, welche öde und leer, theilweise verwohnt, in der zweifelhaften Beleuchtung des nahenden Abends etwas Düsteres, ja Unheimliches hatten.

Obgleich es auf Jean keinen geringen Eindruck machen mußte, als er die Zimmer und Kammern wiedersah, welche früher der Tummelplatz des kecken Knaben gewesen, so überwog doch seine Spannung jedes andere Gefühl. Was konnte der alte Herr hier Heimliches zu schaffen, zu mauern haben? Die Lösung dieser Frage, welche er mit ungewöhnlicher Hast und Erregtheit versuchte, drohte ihn zu verwirren und doch

hatte er, wie er fühlte, im Augenblick all seine Ruhe nothwendig.

In einem Zimmer, wohl in der Mitte der langen Reihe der leeren Wohnräume gelegen, machte Herr van der Meulen Halt. Kahl und beschmutzt waren die Wände, auf denen man noch an helleren Flecken die Stellen erkennen konnte, wo die Bilder und Möbel der letzten, vor langen — langen Jahren ausgezogenen Bewohner, gehangen und gestanden. In einer Ecke befand sich eine kleine Leiter und einiges Handwerkszeug, Hämmer und Meißel lagen auf einen Holzschemel. Sonst war nichts Auffallendes zu erblicken, als etwa ein überbreiter Kamin, der das Zimmer in seiner ganzen Höhe durchschnitt, aus dem Boden zu steigen schien, um in der Decke zu verschwinden.

„Jetzt merkt wohl auf, junger Mensch, was ich Euch sage!" sprach Herr van der Meulen mit einer ernsten fast drohenden Hast. „Eine Oeffnung brecht mir in das Mauerwerk des Kamins; es wird nicht schwer halten, denn der Mörtel ist verbrannt — er war es schon vor Jahren. — Ist das Loch so groß,

daß man hineinsteigen kann, dann brecht auf der entgegengesetzten Seite, im Innern des weiten Schlots, genau dem Rohr-Einlaß gegenüber, ebenfalls eine Oeffnung. Jene zweite Mauer wird kaum Widerstand leisten, sie ist, wenn auch fest gefügt, doch nur einen halben Backstein dick. An die Arbeit! — Sind wir einmal so weit, dann will ich Euch sagen, was weiter zu thun ist."

Meunier, immer mehr überrascht und von der Seltsamkeit des ganzen Vorgangs, der ihn wohl unabsichtlich mit einem Familiengeheimniß bekannt machte, ergriffen, hatte schon die Leiter angestellt. Nun nahm er einen der wuchtigen Hämmer, einen Meißel und stieg die Leiter hinan, um seine eigenthümliche Arbeit zu beginnen. Da rief der alte Herr, noch bevor Jean den ersten Schlag gethan, mit befehlender unterdrückter Stimme:

„So wenig Geräusch als möglich! Versucht eher die Steine loszubrechen und herauszuheben, als sie loszuschlagen und besonders — zerschlagt mir keinen! Wir müssen — vielleicht morgen schon —

den Kamin wieder zumauern, und neue Steine herbeizuschaffen wäre zu umständlich und zu gefährlich. Also — aufgepaßt! — Die losgebrochenen Steine reicht Ihr mir, ich werde sie sofort zurichten und für die weitere Arbeit zurechtlegen. Und nun voran — im Namen Gottes!“

Nicht wenig stach der Ton, mit dem der alte Mann die letzten Worte, denen ein tiefer ächzender Seufzer folgte, gesprochen, gegen seine frühere Redeweise ab und Meunier fühlte sich eigenthümlich davon berührt, fast ergriffen. Es schien sich um Ernstes zu handeln und mit Eifer begann er die Arbeit.

Sein Vater hatte Recht gehabt, er mußte die Einzelnheiten des Baues in der That genau kennen, denn die Steine lösten sich ohne sonderliche Mühe aus ihrer Lage. Ohne Geräusch ging es nun zwar nicht dabei ab, doch war dasselbe immerhin nicht so stark, daß man es in dem Straßenzimmer des Vorderhauses hätte hören können. Jeden einzelnen Stein reichte Meunier dem alten Herrn, der sich auf dem Schemel niedergelassen, einen Hammer genommen und nun nach allen Regeln des Handwerks den Backstein in der breiten Hand herumwarf, um mit dem Hammer den noch daran haftenden Mörtel

vollends abzuschlagen und so den Stein wieder brauchbar zu machen.

Schweigend, doch rastlos, ging die Arbeit ihren Gang und immer größer wurde das Loch, welches Meunier in die breite Kaminwand brach. Oftmals blickte er verstohlen und erstaunt auf seinen Vater, der wie ein wirklicher Maurer dasaß und hantirte. Der Alte mußte sich in seiner Beschäftigung gefallen — wohl tauchten dabei Bilder einer längst vergangenen Jugendzeit in ihm auf, auf alle Fälle aber wurde ein Vorgang wieder recht lebendig in ihm, der ihn ganz ungewöhnlich beschäftigen mußte. Endlich murmelte er, halb für sich, halb zu dem emsig fortarbeitenden Meunier gewendet:

„Verfluchte Idee, einen Kamin von solchen Dimensionen in ein Haus von kleinen Verhältnissen hineinzusetzen! — Allerdings war es früher ein wirklicher Schlot, der im Parterre in einen Mantel auslief, breit genug, um die Esse eines Schmiedes zu bedecken! Und doch hat, so viel ich weiß, nicht einmal ein Goldschmied, geschweige denn ein Eisenarbeiter in der Rose gewohnt. Der Werner Holthoff, der den Mantel wegnahm und die Esse zumauern ließ, trieb sogar gar Nichts!“

Immer überraschter horchte Meunier auf. Sein Vater — und dies hatte er in seiner Jugend oft genug gehört — der im Jahre 1829 aus Holland gekommen und in der Rose eingezogen, kannte also die früheren Verhältnisse des Hauses und seiner Eigenthümer so genau, daß er sogar wußte, wie der Kamin vor seiner Ueberbauung beschaffen gewesen? Dies frappirte den jungen Mann derart, daß er sich vergaß und ausrief:

„Sie kannten also die Rose, ehe Sie das Haus gekauft?"

Erschrocken fuhr der alte van der Meulen zusammen und blickte auf, doch Meunier, der wohl gefühlt, daß er zu weit gegangen, arbeitete bereits emsig weiter, als ob er keine Antwort auf seine Frage erwarte.

Einen Augenblick schaute Herr van der Meulen den jungen Arbeiter durchdringend, fast finster an, dann sagte er in der ihm eigenthümlichen matten und gleichgültigen Weise:

„War vordem einmal hier und in der Rose. Das Haus gefiel mir so gut, daß ich es kaufen ließ und dann — freilich erst nach einigen Jahren bezog. — Doch Kamerad!" fuhr er mit erhöhter Stimme

fort, „das Loch ist groß genug, um in ganzer Figur hineinspazieren zu können! Hast gut geschafft! Jetzt rasch an die andere Wand, und dann machen wir Feierabend für heute!“

Meunier fand sich beruhigt. Die ihm gewordene Antwort war eine so natürliche, daß sie ihm die seltsamen Reden seines Vaters vollständig erklären konnte. Er dachte denn auch vor der Hand nur an seine Aufgabe und schickte sich an, deren zweite Hälfte auszuführen.

Das Loch, welches er in die Kaminwand gebrochen, war in der That so hoch und so breit geworden, daß man bequem hindurchschlüpfen konnte. Das matte Tageslicht drang in den Schlot und ließ dessen russige Wände erkennen. Meunier setzte sich nun in diese Bresche, die Beine im Kamin, um die gegenüberliegende Mauer zu bearbeiten.

Da der Schlot, wenn auch sehr breit, doch nur wenige Fuß tief war, stand der Arbeit kein Hinderniß im Wege und rüstig arbeitete der junge Mann darauf los. Rasch hatte er an bezeichneter Stelle den Ruß abgeschabt, und als er die Steine erkennen konnte, begann er, die Spitze seines Hammers zwischen deren Fugen zu bohren. Der alte Herr hatte wieder Recht; der Mörtel war fest, doch als er endlich gelockert,

wich und in die Tiefe des Kamins niederkollerte, fand sich das Mauerwerk nur einen halben Backstein dick und hinter demselben entdeckte Meunier einen zweiten hohlen Raum.

Stein um Stein brach er aus der leichten Mauer und reichte sie dem auf der ersten Sproße der Leiter stehenden Herrn van der Meulen. Bald überzeugte sich Jean, daß dieses Mauerwerk nur eine Blende von ziemlicher Höhe und Tiefe berge, denn er kam an Stellen, wo das Ausbrechen der Steine nicht möglich war, so dick und von Quadern gefügt erschien die Mauer, welche wohl die goldene Rose nach dieser Seite abschloß.

Je weiter Meunier fortarbeitete, je erregter schien sein Helfer, der alte Herr van der Meulen zu werden.

„Siehst Du noch Nichts?“ rief er endlich leise. „Bald wirst Du auf dem Boden sein, dort muß das Kästchen stehen! — Kannst Du es erfassen — herausziehen, dann ist's genug. — Noch immer Nichts? — Das Ding kann doch nicht verschwunden sein?!“

So tönte es in einem fort an das Ohr des in dem düstern Kamin arbeitenden Meunier, eigenthüm-

liche räthselhafte Gedanken in dem jungen Manne erweckend. Da plötzlich ließ dieser einen Ruf der Ueberraschung hören, der unheimlich den Schlot durchklang, denn er hatte in der That auf dem Boden der Blende, wo er endlich angelangt, einen Gegenstand erblickt, der ganz gut derselbe sein konnte, nach dem Herr van der Meulen so eifrig verlangte.

Sich so weit als nur möglich vorbeugend, griff Meunier mit beiden Händen in die erschlossene Blende, deren Dunkelheit durch einen letzten Lichtstrahl des scheidenden Tages nur etwas erhellt wurde, und zog nun wirklich ein eisernes Kästchen von ziemlichem Umfange hervor, das er endlich nach einiger Mühe dem unten auf der Leiter harrenden Herrn van der Meulen reichen konnte.

Mit einem zitternden Freudenruf, der für Meunier etwas tief Ergreifendes hatte, empfing der alte Herr das eiserne Behälter, dann rief er unter schwerem Athemholen dem jungen Manne zu:

„Genug — genug! und Dank, tausend Dank!"

Meunier kletterte aus dem Kamin wieder in die Stube zurück. Nun sah er, wie sein Vater mit jugendlichem Eifer sich mit dem seltsamen Funde, um dessen verborgene Existenz er also gewußt hatte, be-

schäftigte. Es war ein schmales Kästchen, mehr hoch als breit und ziemlich lang, ganz von Eisen, mit großen Nägeln beschlagen, bestäubt und beschmutzt. Jetzt schlug der Alte den Deckel auf; es war leer — doch schien er auch dies gewußt zu haben, denn nicht die geringste Bewegung erfolgte, die auf eine Enttäuschung hätte schließen lassen können. Nun aber erhob er sich rasch, trat auf den jungen Mann zu, reichte ihm die Hand und sagte hastig, mit einem Anflug von Lustigkeit, die jedoch etwas Gezwungenes hatte:

„Genug für heute, Kamerad! Jetzt kommt, denn ich habe, was ich will, die leere Kiste, und morgen wollen wir die Breschen des armen Kamins wieder verkleistern und vermauern. Es war eine Narrheit, des schlechten leeren Kastens willen eine solche Zerstörung anzurichten, nicht wahr? Na, betrachtet es als die Laune eines alten Mannes, welche man wie die eines Kindes behandeln muß. Und nun kommt!“

Dabei ergriff er Meunier am Arm und zog ihn fort aus der Stube.

Doch nicht den Weg, den er gekommen, schlug er ein. Nach dem andern Ende des Gebäudes drängte Herr van der Meulen seinen Gefährten. Bald traten

sie auf einen Flur, von dem eine schmale steile Treppe abwärts führte.

„Dort hinunter geht!“ flüsterte der Alte Meunier zu. „Die Thüre nach dem Hofe werdet Ihr offen finden und von dort aus könnt Ihr leicht und ungesehen Euer Zimmer wieder erreichen. Nochmals besten Dank, Kamerad, für tüchtige Hülfe. Brauche ich Euch wieder, dann hole ich Euch!“

Damit verließ Herr van der Meulen seinen jungen Gefährten, der wahrhaft verwirrt die Treppe niederstieg, und kehrte in das Kaminzimmer zurück. Hier erfaßte er das eiserne Kästchen, schob es unter den Arm und trat den Rückweg über die Gallerie nach seinem eigenen Zimmer an. Dabei murmelte er:

„Das Uebrige werde ich selbst besorgen, zu Zweien dürfte es zu gefährlich sein. Das Sündengeld hat genug Unglück angerichtet, kein neues Opfer soll ihm verfallen. — Ich bring's schon allein zur Ruhe.“

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Janke in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pasqué, Ernst,

Das Haus zur goldenen Rose Roman von Ernst Pasqué

Bd.: 2

Berlin 1874

P.o.germ. 1960 n-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11189016-8